

Buchbesprechungen

Traditionsbildung und Erinnerungskultur des „20. Juli“

Mit dem Attentat auf Hitler und dem daran gekoppelten Staatsstreichversuch vom 20. Juli 1944 ist der Autor in mehrfacher Hinsicht verbunden, vor allem durch seinen Vater Hans-Alexander von Voss, welcher zuletzt als Oberstleutnant im Generalstab selbst dem militärischen Widerstand gegen Hitler angehört hat. Um seine Familie und seine Kameraden zu schützen, d.h. um nicht während der ihm drohenden „Verhöre“ zu Aussagen gegen diese erpresst werden zu können, wählte der Freund und Vertraute von General Henning von Tresckow sowie des Generalfeldmarschalls Erwin von Witzleben nach dem Scheitern der Aktion – wie manch anderer Verschwörer auch – den Freitod.

Rüdiger von Voss, seit 2009 Ehrenvorsitzender des Kuratoriums der „Stiftung 20. Juli 1944“, hat schon etliche Arbeiten zum „20. Juli“ veröffentlicht. Anders als der viel weiter gefasste Untertitel nahe legt, konzentriert sich sein neuestes Werk auf die diesbezügliche öffentliche Rezeption, auf die entsprechende Traditionsbildung innerhalb der Bundeswehr, auf Entstehung und Geschichte der Stiftung sowie der „Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944“.

Zunächst jedoch wird auf die „geistige und politische Dimension des 20. Juli 1944“ eingegangen, und zwar indem dieser spezielle Widerstandsbeitrag als Gewissensentscheidung und insofern in seiner moralischen und politischen Legitimierung betrachtet wird. Hierbei vermag der Autor bemerkenswerte Verbindungslinien von der Vorstellungswelt jener Widerständler zur Bundesrepublik aufzuzeigen. Die damaligen „Vorarbeiten für ein ‚anderes Deutschland‘“ haben „wichtige Impulse beim demokratischen und rechtsstaatlichen Neubeginn“ gegeben, konstatiert von Voss im Gegensatz zu nicht wenigen anderen Widerstandsforschern völlig korrekt.

Die Thematisierung des Umsturzunternehmens durch die westdeutsche Politik kann in Anbetracht von fast 500 seit 1952 insgesamt hierzu gehaltenen Gedenkreden nur schlaglichtartig erfolgen. In den vorgestellten Reden von Bundespräsidenten, Bundestagspräsidenten und Bundeskanzlern tritt deren starke Identifikation mit jenem besonderen Widerstandssegment deutlich zutage, das insofern als „integraler und vorbildhafter Bestandteil bundesdeutscher Identität“ erkennbar wird. Widerstandsstrukturen und -gruppen anderer Ausrichtung sind dagegen erst mit erheblicher Verzögerung hierzulande ebenfalls anerkannt worden.

Im umfangreichsten Kapitel der Arbeit schildert von Voss den schwierigen Umgang mit dem Widerstand von Wehrmachtangehörigen als Orientierungsrahmen bei Gründung und weiterem Ausbau der Bundeswehr. Detailliert werden deren anfängliche „politische Distanzierung“ und ihre jahrelang um Eid-Problematik und soldatischen Gehorsam geführten Diskussionen nachgezeichnet. Nicht überraschend ist der Befund, dass eigentlich überhaupt nur der Widerstand des „20. Juli 1944“ in das Traditionsverständnis der Bundeswehr Eingang gefunden habe.

Auch die recht ausführliche Behandlung der Entstehung der „Stiftung 20. Juli 1944“ sowie der „Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944“ verwundert keineswegs, engagiert sich doch der Autor für beide Institutionen seit langer Zeit. Neben der Milderung der materiellen Not und der Durchbrechung der sozialen Isolation der von der Stiftung repräsentierten einstigen Widerstandskämpfer und ihrer Familienangehörigen gerade in deren Frühphase sei für diese das gleichzeitige Bewahren des Gedenkens an die Opfer des „20. Juli“ nicht minder wichtig gewesen. Damit korrespondiert die dezidierte Aufgabe von Stiftung wie Forschungsgemeinschaft gleichermaßen, die Geschichte jenes Umsturzversuchs wissenschaftlich

zu erhellen und auf geeignete Weise der Nachwelt zu vermitteln.

Im Anhang der Publikation werden Verzeichnisse der nach Widerstandskämpfern und Gegnern des NS-Regimes, nach preußischen Reformern, Politikern und anderen Persönlichkeiten benannten Bundeswehrkasernen präsentiert, desgleichen solche der Gedenkreden zum „20. Juli“ und sämtlicher seit 1975 erschienenen Publikationen der Forschungsgemeinschaft sowie der von ihr seit fast einem Vierteljahrhundert durchgeführten Tagungen.

Problematisch ist unseres Erachtens allein die Favorisierung des Begriffs „konservativ-militärischer Widerstand“ als bestimmendes Klassifikationsmerkmal des „20. Juli“, wenn auch der sozialdemokratisch-gewerkschaftliche Beitrag hierzu wenigstens angedeutet wird. Es wird aber so leider nicht deutlich genug gemacht, dass tatsächlich Tausende oppositioneller Sozialdemokraten und Gewerkschafter in den Umsturzversuch involviert gewesen sind. Das von Wilhelm Leuschner und seinen Gesinnungsfreunden in jahrelanger konspirativer Kärnerarbeit für ein sofortiges Hervortreten nach einem geglückten Militärschlag geschaffene zivile Vertrauensleutenetzwerk ist, wie neueste Forschungsarbeiten von Siegfried Mielke, Günter Morsch, Wolfgang Hasibether und anderen überzeugend nachweisen, in politischer Hinsicht vielmehr die *Conditio sine qua non* des gesamten Unternehmens gewesen.

Die Frage danach, wie jener Sachverhalt überhaupt in Vergessenheit geraten konnte, der bereits 1946 von Emil Henk, seit 1949 für 20 Jahre Kuratoriumsvorsitzender der „Stiftung Hilfswerk 20. Juli 1944“, in seinem kleinen Zeitzeugenbericht „Die Tragödie des 20. Juli 1944“ für den Rhein-Main-Neckar-Raum exemplarisch beschrieben worden ist, bedarf weiterer rezeptionsgeschichtlicher Forschungsanstrengungen.

Rüdiger von Voss: Der Staatsstreich vom 20. Juli 1944. Politische Rezeption und Traditionsbildung in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Lukas Verlag, 2011.

Nazli Ilhan, Axel Ulrich

Schattenseiten einer Arztkarriere

Im Rahmen des Jubiläums der am 14. Mai 1925 unter Leitung von Ernst Wilhelm Baader eingerichteten Station für „Gewerbekrankheiten“ im damaligen Kaiserin-Auguste-Viktoria-Krankenhaus in Berlin-Lichtenberg wurde die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin und Umweltmedizin (DGAUM) am 16. Mai 2000 angesetzt. Damit bot sich eine hervorragende Gelegenheit, „den breiten Ansatz der Arbeitsmedizin, ihrer Geschichte, ihre Entwicklung, ihre praktischen und wissenschaftlichen Leistungen zu zeigen“ und vor allem den Beitrag des Arbeitsmediziners Ernst W. Baader zur Gewerbemedizin deutlich zu machen.

Die Vorträge über Baaders Leistungen im Bereich der Gewerbemedizin nahm Gine Elsner, Fachärztin für Arbeitsmedizin in Frankfurt am Main, zum Anlass, auf Baaders Tätigkeiten zur Zeit des Nationalsozialismus hinzuweisen. Baaders ärztliche Integrität war bis dahin von arbeitsmedizinischen Kollegen kaum je in Zweifel gezogen worden. Elsners Bemerkungen lösten eine rege Diskussionen aus, in der einerseits die Beteiligung Baaders an der Nazipolitik eingeräumt, andererseits seine Verdienste um die Arbeitsmedizin gewürdigt wurden. Die Kritik an ihren Äußerungen und der Mangel an historischer Auseinandersetzung veranlasste Gine Elsner, Baaders Persönlichkeit zu

Neuzugänge

Lutz Kaelber, Raimond Reiter (Hg.): Kindermord und Kinderfachabteilungen im Nationalsozialismus. Gedenken und Forschung. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 2011

Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hg.): Medien im Nationalsozialismus. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, Wilhelm Fink Verlag, 2010

Helga Krohn: Es war richtig wieder anzufangen. Juden in Frankfurt am Main seit 1945. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 2011

Albrecht Kirschner: Deserteure, Wehrkraftzersetzer und ihre Richter. Marburger Zwischenbilanz zur NS-Militärjustiz vor und nach 1945. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen Bd. 74. Marburg: Geschichtswerkstatt Marburg, 2010

Hedwig Brüchert: Ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Osthofen während des Zweiten Weltkriegs. Osthofen: Worms Verlag, 2011

Hans-Ulrich Thamer, Simone Erpel (Hg.): Im Auftrag der Stiftung Deutsches Historisches Museum: Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen. Dresden: Sandstein Verlag, 2010

Marco Brenneisen: Das Konzentrationslager Mannheim-Sandhofen im Spiegel der Öffentlichkeit. Die Rezeptionsgeschichte eines KZ-Außenlagers. Marburg: Tectum Verlag, 2011

Susanne Popp u.a. (Hg.): Zeitgeschichte – Medien – Historische Bildung. Beihefte zur Zeitschrift für Geschichtsdidaktik Bd. 2, Göttingen: V & R unipress, 2010

Jana Jelitzki, Mirko Wetzel: Über Täter und Täterinnen sprechen. Nationalsozialistische Täterschaft in der pädagogischen Arbeit von KZ-Gedenkstätten. Berlin: Metropol Verlag, 2010

Andreas Ehresmann, Philipp Neumann, Alexander Prenninger, Régis Schlagdenhauffen: Die Erinnerung an die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Akteure, Inhalte, Strategien. Berlin: Metropol Verlag, 2011

Michael Lehr (Hg.): Briefe aus dem Exil. 30 Antworten von Exilanten auf Fragen von Arnim Borski. Berlin: Antiquariat Michael Lehr, 2011

Antje Kosemund: Sperlingskinder. Faschismus und Nachkrieg: Vergessen ist Verweigerung der Erinnerung. Hamburg: VSA Verlag, 2011

Max Trecker, Michael Kamp: Geheimdienst und Widerstand. Das Leben des Wolfgang Abshagen (1897–1945). München: August Dreesbach Verlag, 2011

Neuzugänge

Meike Herrmann: Vergangenheit. Erzählen vom Nationalsozialismus in der deutschen Literatur seit den neunziger Jahren. Reihe Literaturwissenschaft Bd. 691, Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2010

Alexander Zinn: Das Glück kam immer zu mir. Rudolf Brazda – das Überleben eines Homosexuellen im Dritten Reich. Frankfurt am Main, New York: Campusverlag, 2011

Wolfgang Benz, Barbara Distel, Angelika Königseder (Hg.): Nationalistische Zwangslager. Strukturen und Regionen - Täter und Opfer. Dachau, Berlin: Verlag Dachauer Hefte, Metropol Verlag, 2011

Christoph U. Schminck-Gustavus: Winter in Griechenland. Krieg / Besatzung / Shoah. 1940-1944. Göttingen: Wallstein Verlag, 2010

Reinhold Friedrich: Spuren des Nationalsozialismus im bayrischen Oberland. Schliersee und Hausham zwischen 1933 und 1945. Norderstedt: Books on Demand GmbH, 2011

Hans Coppi, Stefan Heinz: Der vergessene Widerstand der Arbeiter. Gewerkschaften, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzkisten, Anarchiten und Zwangsarbeiter. Berlin: Dietz Verlag, 2012

Wolfgang Beyer, Monica Ladurner: Im Swing gegen den Gleichschritt. Die Jugend, der Jazz und die Nazis. St. Pölten, Salzburg: Residenz Verlag, 2011

Jorgen Kieler: Dänischer Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Ein Zeitzeuge berichtet über die Geschichte der dänischen Widerstandsbewegung. Hannover: Offizin Verlag, 2011

Klaus von Trotha: Carl Dietrich und Margarethe von Trotha – Kreisau und der Kreisauer Kreis. Stuttgarter Staufenberg-Gedächtnisvorlesung. Göttingen: Wallstein Verlag, 2012

Matthias Bath: Danebrog gegen Hakenkreuz. Der Widerstand in Dänemark 1949-1945. Neumünster: Wachholtz Verlag, 2011

Christina Vanja (Hg.): 100 Jahre Psychiatrie in Herborn. Rückblick, Einblick, Ausblick. Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen; Quellen und Studien Bd. 16. Marburg: Jonas Verlag, 2011

Lagergemeinschaft Ravensbrück/Freundeskreis (Hg.): Kinder von KZ-Häftlingen – eine vergessene Generation. Münster: Unrast Verlag, 2011

Sönke Neitzel, Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2011

erforschen und seine Verstrickungen in den Nationalsozialismus zu analysieren.

Obwohl die Autorin Baaders Verhalten im Nationalsozialismus tief greifend kritisiert, würdigt sie doch seine Leistungen als Gewerbemediziner. So richtete er die Station für Gewerbekrankheiten im Arbeiterviertel Berlin-Lichtenberg ein. Damit wurde ein in Berlin fehlendes Forschungs- und Behandlungsinstitut für Berufskrankheiten geschaffen. Dazu kamen seine Bemühungen um die Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufskrankheiten. Baader untersuchte viele unbekannte mit dem Beruf verbundene Krankheiten; seiner Arbeit ist die Aufnahme zahlreicher Krankheiten in die Berufskrankheitsverordnung zu verdanken. Dazu kam seine einflussreiche publizistische Arbeit. Auch ein fünfbändiges Handbuch über die Arbeitsmedizin zählt zu Baaders Leistungen.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte auf die Arbeitsmedizin große Auswirkungen, auch wenn sich personalpolitisch zunächst wenig änderte. Viele Gewerbemediziner blieben in ihren Positionen, passten sich den neuen Gegebenheiten an oder gestalteten sie – wie Baader – aktiv mit. Die Sozialisten oder Juden unter ihnen hingegen mussten ihre Ämter aufgeben, wovon die verbleibenden Arbeitsmediziner profitierten. Ausführlich schildert die Autorin in diesem Zusammenhang die Schicksale unterschiedlicher regimfeindlicher Ärzte. Dagegen zeichnete sich Baaders Nähe zum nationalsozialistischen Regime schon früh ab. Er verband die Arbeitsmedizin mit der „wirtschaftlichen und gesundheitsmäßigen Rassenentwicklung“. Er fiel früh auf durch antisemitische Äußerungen – etwa über die „Unsauberkeit“ oder einen „spezifischen Gestank“ der Juden. Im Oktober 1933 wurde Baader ärztlicher Direktor der ersten inneren Abteilung des städtischen Krankenhauses Berlin-Neukölln. Er war Mitglied in verschiedenen nationalsozialistischen Organisationen und war als beratender Internist der Hitler-Jugend tätig. Seine Karriere führte ihn schließlich auch zur Gerichtsmedizin. Er deckte als Sachverständiger im Rahmen der Unfallversicherung Simulanten, also vermeintliche „Volksschädlinge“, auf. Über diesen Fachbereich hielt er detaillierte Vorträge über Krankheitsvortäuschungen und verlangte strenge Strafvorschriften für Selbstverstümmeler – nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch an der Front.

In der Nachkriegszeit wurden viele Arbeitsmediziner, die in der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik tätig gewesen waren, wieder eingestellt. Sie konnten ihre Berufskarrieren weitgehend unangefochten fortsetzen.

Gine Elsner stellt schließlich fest, Baaders Wirken habe der „Entwicklung der Arbeitsmedizin nachhaltige Impulse verliehen.“ (S. 125). Mit seiner fallorientierten Arbeitsmethode habe er zwar keine innovative Forschung betrieben, jedoch bereits vorhandene Kenntnisse vertieft. Trotz seiner Leistungen sei Ernst W. Baader aber eindeutig ein „Diener des Naziregimes“ gewesen. Mit seinen Empfehlungen – nicht zuletzt aufgrund seiner Erfahrungen mit „Simulanten“ – habe er zum Rückgang der Entschädigungsquoten beigetragen. Seine offenen Bekenntnisse zu Nationalsozialismus und Antisemitismus brachten ihm nicht nur Privilegien ein, sondern trieben seinen Aufstieg in der Arbeitsmedizin erst richtig voran. Die Autorin resümiert: Ernst W. Baader war nicht nur Opportunist, sondern aktiv an der Durchsetzung nationalsozialistischer Ziele beteiligt.

Gine Elsner: Schattenseiten einer Arztkarriere. Ernst Wilhelm Baader (1892-1962). Gewerbehygieniker & Gerichtsmediziner. Hamburg: VSA Verlag, 2011.

Kristina Steingraber

Winter in Griechenland

Der Bremer Rechtshistoriker Christoph U. Schminck-Gustavus hat in den letzten Jahren bereits mehrere Werke über Griechenland während des Zweiten Weltkriegs geschrieben. Sein jüngstes Buch zu diesem Thema ist zunächst in Griechisch erschienen, nun liegt es auch in deutscher Sprache vor. Der Autor thematisiert in seinem Werk „Winter in Griechenland. Krieg – Besatzung – Shoah 1940-1944“ schwerpunktmäßig die Vorgänge in Nordgriechenland (Epirus) und dessen wichtigster Stadt Joánnina. Für die Recherchen war Schminck-Gustavus Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre in dieser Gegend mit Kassettenrecorder und Fotoapparat unterwegs gewesen, um Personen und Örtlichkeiten zu dokumentieren. Der Autor hat die Originalstätten des Wütens der deutschen Faschisten aufgesucht: die abgebrannten Dörfer, deren Bewohner in die Bergwälder geflüchtet waren und dort lange Zeit in Hütten aus Zweigen gelebt hatten, bis sie es wieder wagten, in ihre Siedlungen zurückzukehren. Diese fanden die Bewohner jedoch zerstört auf, denn die Häuser waren vom deutschen Militär als „Sühnemaßnahme“ für Widerstands- und Sabotageaktionen der Partisanen zerstört worden.

„Für jeden durch einen Bandenüberfall gefallen oder verwundeten deutschen Soldaten sind an der Überfallstelle zehn Zivilisten zu erschießen oder zu erhängen“, so lautete der Befehl. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges beurteilten Richter in der BRD solche Aktionen als durchaus mit dem Völkerrecht in Einklang stehend. Sie behaupteten, dass mit solchen „Sühnemaßnahmen“ die „Humanitätsschranke“ eingehalten worden sei und derartige Befehle „nach allgemeiner sittlicher Anschauung“ weder verachtenswert seien noch auf „tiefster Stufe“ stünden. Zu Recht bezeichnet der Autor Staatsanwälte und Richter, die solche Auffassungen vertreten haben, als „Komplizen in der Robe“.

Die jüdische Bevölkerung in Joánnina bildete mit etwa 1.870 Menschen die zweitgrößte jüdische Gemeinde in Griechenland. Nach dem Abzug der Italiener in Folge des Wechsels Italiens in das Lager der Alliierten und dem (Wieder-)Einzug des deutschen faschistischen Militärs war die Angst unter den Juden zurückgekehrt. Die jüdische Bevölkerung Thessalonikis war bereits im Frühjahr 1943 in das KZ Auschwitz deportiert worden. In Joánnina haben sich die Faschisten demgegenüber zunächst noch scheinbar milde gestimmt gegeben. Sie versicherten den dortigen Juden, ihnen würde nichts geschehen, wenn sie sich nur an die gegebenen Anordnungen halten würden. Die jüdische Bevölkerung musste zwar Geld und Vorräte abliefern, dennoch fühlten sich die Juden hier offensichtlich relativ sicher.

Schminck-Gustavus zeigt jedoch die fatale Fehlbeurteilung der Situation und der Pläne der Faschisten auf. Am 25. März 1944 mussten sich die ganze jüdische Bevölkerung Joánninas frühmorgens auf einem Stellplatz einfinden. Unter Bewachung wurden die Menschen auf 97 Lastwagen der Wehrmacht gezwängt und zunächst nach Larissa gebracht. Dort wurden sie in Viehwaggons verladen, nach einer neuntägigen Fahrt kamen sie im KZ Auschwitz an. Nur wenige von ihnen überlebten den Holocaust und kehrten später nach Joánnina zurück.

Bei seinen Nachforschungen stieß Schminck-Gustavus darauf, dass sich die Bremer Justiz nach 1945 mit diesen und anderen Verbrechen während der deutschen Besatzung in Griechenland direkt befasste – und dabei eine sehr unrühmliche Rolle spielte. Nicht zuletzt haben nämlich wesentliche Teile des Justizapparats zunächst vor allem auch die Verbrechen der deutschen Faschisten an der jüdischen Bevölkerung Griechenlands verharmlost, und schließlich sogar die Ahndung dieser Verbrechen nach 1945 verhindert.

Aber wie konnte es dazu kommen? Schminck-Gustavus merkt dazu allgemein an: „Bereits in den ersten Jahren der Bundesrepublik waren im Umfeld der Entnazifizierung und von Strafverfahren gegen Mili-

tärs, Ärzte, Unternehmer und Diplomaten diverse berufliche und wirtschaftliche Netzwerke geknüpft worden, die über Jahrzehnte hin Bestand hatten und die Rückkehr der NS-Belasteten ins Zivilleben unterstützen.“ Dieses Netzwerk der „alten Kameraden“ hat auch in Bremen unter den Augen sozialdemokratisch geführter Senate (Landesregierungen) offenbar über lange Zeit recht perfekt funktioniert, wie der Autor sehr detailliert aufzeigt. Ein trauriges Kapitel der deutschen – und in diesem Fall speziell auch der Bremer – Rechtsgeschichte.

Christoph U. Schminck-Gustavus: Winter in Griechenland. Krieg – Besatzung – Shoah 1940–1944. Göttingen: Wallstein, 2010.

Andreas Diers

„Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne“

„Als Prediger in der Wüste sah ich mich veranlasst, die Gedanken niederzulegen, die mich in der nervenzerrüttenden Zeit beherrschten, um dann später – sofern das noch möglich ist – meinen Nachkommen ein Bild (der wahren Wirklichkeit) zu übermitteln.“ Der dies Ende August 1939 niederschrieb, war der damals 54 Jahre alte Justizinspektor Friedrich Kellner, ein engagierter Sozialdemokrat, der im Januar 1933, um einer Verhaftung durch die Nationalsozialisten zu entgehen, mit seiner Familie von seiner Geburtsstadt Mainz in das oberhessische Laubach gezogen war und eine Stelle am dortigen Amtsgericht angetreten hatte. Bis Kriegsende – der letzte Eintrag datiert vom 17. Mai 1945 – las Friedrich Kellner mit großer Aufmerksamkeit mehrere NS-Zeitungen, schnitt relevante Artikel aus, klebte sie in einfache Kladden und schrieb dazu seine kritischen und bissigen Kommentare. Insgesamt zehn Hefte sind so entstanden. Sie zeugen von Kellners Fähigkeiten, den demagogischen Stil und die Lügen der NS-Presse zu entlarven. Dazu gehören alltägliche Beobachtungen, kritisch hinterfragt, ebenso wie militärstrategische Überlegungen.

Kellner notierte die Judenfeindlichkeit, die ihm überall entgegnet, er benannte 1939 die „Judenausrottung“ als Ziel des NS-Regimes und hielt die Erzählung eines Soldaten fest, der im Oktober 1941 auf Heimaturlaub war: „Er hat gesehen, wie nackte Juden und Jüdinnen, die vor einem langen, tiefen Graben aufgestellt wurden, auf Befehl der SS von Ukrainern in den Hinterkopf geschossen wurden u. in den Graben fielen. Der Graben wurde dann zugeschaufelt. Aus dem Graben drangen oft noch Schreie!“ (Eintrag vom 28. Oktober 1941). Eine Beendigung der Terrorherrschaft sah Kellner nur in einem Eingreifen „von außen“, im Einmarsch der Alliierten. Den Krieg hielt er bereits 1942 für verloren.

Die Tagebücher legen Zeugnis dafür ab, was man in der NS-Zeit trotz aller Propaganda wissen konnte. Die Lektüre wird erleichtert durch sehr sorgfältige Anmerkungen und Hinweise zum Sprachgebrauch Friedrich Kellners. Dessen Persönlichkeit erschließt sich zudem in einem sehr einfühlsam geschriebenen und ungemein spannenden „Biographischen Bericht“ seines heute in den USA lebenden Enkels Robert Martin Scott Kellner.

Sascha Feuchert u.a. (Hg.): Friedrich Kellner. „Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne“. Tagebücher 1919–1945. Zwei Bände. Göttingen: Wallstein, 2011.

Ursula Krause-Schmitt

Grete und Adolf Noetzel – Briefe aus der Haft

Was haben bildende Kunst und antifaschistischer Widerstand miteinander zu tun? Vieles. Für beides benötigt man Fähigkeiten, Durchhaltevermögen und eine reflektierte Überzeugung, wenn man denn etwas erreichen, wenn man etwas aussagen will. Diese Überzeugung auch gegen das Denken der Zeit zu vertreten, macht den großen Künstler aus und kennzeichnete die Männer und Frauen des antifaschistischen Kampfes. Über zwei von ihnen, die in ihrer Biographie die beiden eingangs genannten Bereiche – Kunst und Widerstand – verbanden, hat Horst Gobrecht eine materialreiche Dokumentation in der „Bibliothek des Widerstandes“ vorgelegt.

Im Fokus dieses Buches liegen etwa 100 persönliche Briefe, die Grete und Adolf Noetzel in den Jahren von 1933 bis 1945 geschrieben haben. Deren Tochter Ursula Noetzel-Haupt hatte sie dem Autor übergeben, wodurch „das Leben ihrer Eltern in diesem Umfang und als geschlossene Biographie zu rekonstruieren sowie ihr politisches Vermächtnis darzustellen“ war (S. 6). Diese Briefe widerspiegeln nicht nur Adolfs tiefe Zuneigung zu seiner Frau Grete und seiner Tochter Ursula, sondern auch seine Liebe zum Leben, sein unermüdliches Engagement als politisch Denkender, seine Begeisterung für eine auch politisch motivierte Kunst und sein Verständnis für seine „Aufgabe als Maler, auszusprechen, was ist“. (S. 10)

Grete und Adolf lernten sich nach dem Ersten Weltkrieg im Ruhrgebiet in ihrer gemeinsamen politischen Organisation – der Sozialistischen Arbeiterjugend SAJ – kennen. Beide erlernten einen bürgerlichen Beruf, Grete Strang Kontoristin, Adolf Noetzel Plakatsmaler. Dabei wurde früh deutlich, dass er eher Künstler war und Gebrauchsgrafik als Broterwerb verstand. Anfangs musste er sich mit Gelegenheitsaufträgen durchschlagen, bis er am 1. Januar 1928 eine Anstellung beim jüdischen Kaufhaus S. Blumenthal in Wiesbaden erhielt. In Wiesbaden wurden Adolf und Grete Mitglieder der KPD. Während sie in der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) und der Kinderarbeit aktiv war, trat Adolf als erfolgreicher Redner für die KPD auf, was ihm den Vorwurf der Nazis einbrachte, er sei der „örtliche Propagandaleiter“. Aus dieser Zeit sind auch seine ersten Gemälde erhalten, die in realistischer Perspektive Lebenswirklichkeit abbildeten.

Mit der Etablierung der faschistischen Herrschaft wurde nicht nur Adolfs Arbeitsplatz bedroht, sondern er selbst im März 1933 in „Schutzhaft“ genommen. Aus dieser Zeit stammen die ersten Briefe an Grete aus dem Polizeigefängnis Wiesbaden, dem Gefängnis Berlin-Plötzensee und dem KZ Sonnenburg. Ende September aus Krankheitsgründen entlassen, nahm er umgehend die antifaschistische Arbeit in Wiesbaden wieder auf. Schon Anfang November wurden Grete und Adolf erneut verhaftet. Grete wurde in das KZ Moringen verschleppt, Adolf jedoch statt in „Schutzhaft“ in eine TBC-Klinik im Schwarzwald überstellt. Anfang 1934 kehrten beide nach Wiesbaden zurück, nahmen Kontakt zu ihren ehemaligen Genossen auf und bildeten mehrere Monate eine aktive Widerstandsgruppe im Rhein-Main-Gebiet. Im November 1934, drei Wochen nach der Geburt der gemeinsamen Tochter, wurde Adolf erneut verhaftet, da die Gestapo einen seiner Kontakte entdeckt hatte. Obwohl keine konkrete Tat nachgewiesen werden konnte, wurde er zu zwanzig Monaten Gefängnis verurteilt, die er in Wiesbaden, Kassel, Hameln, Hannover und Bremen-Lesum absitzen musste.

Ironie des Schicksals: Während er in Haft war, meldete sich nach langer Wartezeit das Essener Folkwang-Museum, das drei seiner Bilder in einer Ausstellung zeigen wollte. Wie sehr das Malen Adolfs Leben war, zeigte er in einem Brief vom Juni 1936, der ein kleines Farbaquarell seiner Frau und seiner Tochter Ursula enthielt.

Nach seiner Entlassung im Sommer 1936 blieb Adolf Noetzel arbeitslos. Diese Zeit nutzte er, um zahlreiche eindrucksvolle Gemälde zu schaffen, die sich in ihrer

Neuzugänge

Bernd Heidenreich, Marzia Gigli, Sönke Neitzel: Besatzung, Widerstand und Erinnerung in Italien, 1943–1945. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, 2010

Klaus Kukuk (Hg.): Die Wahrheit über Oskar Schindler. Weshalb es Legenden über gute Nazis gibt. Berlin: Edition Ost, 2010

Thomas Raithe: Die Strafanstalt Landsberg am Lech und der Spöttinger Friedhof (1944–1958). Institut für Zeitgeschichte München/Berlin. München: Oldenbourg Verlag, 2009

Zwischen Bedrängnis und Widerstand. Grafiken und Gemälde der Jahre 1933 bis 1945 aus der Sammlung Gerd Gruber. Bonn: VG Bild-Kunst, 2011

Hermann Kopp, Klaus Stein, Klara Tuschcherer (Hg.): Hanns und Lya Kralik. Kunst und widerständiges Leben. Essen: Neue Impulse Verlag, 2011

Jenny Tillmanns: Was heißt historische Verantwortung? Historisches Unrecht und seine Folgen für die Gegenwart. Bielefeld: transcript, 2012

Hilde Schramm: Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux. 1882–1959 Nachforschungen. Reinbek: Rowohlt Verlag, 2012

Peter Steinbach: Geschichte im politischen Kampf. Wie historische Argumente die öffentliche Meinung manipulieren. Bonn: J.H.W. Dietz Nachfolger, 2012

KONTAKTE-KOHTAKT e.V. (Hg.): Zu Gast in Belarus. Begegnungen mit ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen. Berlin: 2010

Sascha Münzel, Eckart Schörle: Erfurt Feldstraße. Ein frühes Lager im Nationalsozialismus. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2012

Mareen Heying, Florence Hervé: Frauen im Widerstand 1933 bis 1945. Düsseldorf. Köln: PapyRossa, 2012

Lorenz Knorr: Generäle vor Gericht. Oder: Darf man Nazi-Militärs als Massenmörder bezeichnen? Köln: PapyRossa, 2011

Guido Speckmann, Gerd Wiegel: Faschismus. Basiswissen Politik / Geschichte / Ökonomie. Köln: PapyRossa, 2012

Friedbert Mühlendorfer (Hg.): Im Mörderlager. Um eine biographische Skizze ergänzt von Friedbert Mühlendorfer. Neue Kleine Bibliothek Nr. 172. Köln: PapyRossa, 2012

Berliner VVN-BDA (Hg.): Fragt uns, wir sind die Letzten. Erinnerungen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand. Eine Interview-Broschüre (Teil 2). Berlin: 2011

Buchbesprechungen

realistischen Malweise von dem faschistischen Pathos abhoben. Arbeiter, Alltagssituationen und Menschen in seinem Umfeld waren Themen seiner Bilder. Um überhaupt legal als Künstler oder Plakatmaler arbeiten zu können, bemühte er sich um die Wiederaufnahme in die „Reichskammer der bildenden Künste“. Und tatsächlich wurde sein Antrag genehmigt, so dass er eine Zeit als Reklamearbeiter tätig werden konnte. Seine „freischaffende“ Tätigkeit bot ihm gute Möglichkeiten, in der Region Wiesbaden und bis in den Hunsrück unterwegs zu sein. Er nutzte dies zur Kontaktaufnahme mit Nazigeegnern und zu Treffen insbesondere mit Anneliese und Andre Hoewel, mit denen Grete und er schon in den 30er Jahren in Widerstandgruppen verbunden waren.

Diese Arbeit endete im November 1941, als die Widerstandsgruppe Hoewel-Noetzel durch die Gestapo zerschlagen wurde. Am 26. November 1941 in Wiesbaden verhaftet wurde Adolf Noetzel am 6. Dezember des Jahres von der Gestapo in den Tod getrieben. Die genauen Umstände sind bis heute unklar. Grete wurde ebenfalls verhaftet und verbrachte über sechs Monate in Wiesbaden und Kassel im Gefängnis, bevor sie im Juni 1942 zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, abzubüßen in Ziegenhain und Rheda. Erst im Juni 1945 kehrte sie nach Wiesbaden zurück. Die Tochter Ursula wurde in dieser Zeit von den Großeltern aufgenommen.

Das Buch endet mit dem sehr spannenden Kapitel „An- und Einsichten des Künstlers“, in dem das künstlerische Selbstverständnis von Adolf Noetzel beleuchtet wird. In der Weimarer Zeit war er Mitglied in der „Assoziation Revolutionärer Bildender Künstler Deutschlands“. Zudem beschäftigte er sich intensiv mit Kunstgeschichte. Als seine „Ahnenreihe“ nennt er van Gogh, Cezanne, Courbet, Rembrandt, „kurz alle, die den arbeitenden, kämpfenden, leidenden Menschen geliebt und dargestellt haben.“ (S. 300f.) Dass solche Malerei im Widerspruch zu seiner Zeit stand, hat ihn nicht gestört, machte es aber schwer, seine Bilder zu vermarkten oder überhaupt zu präsentieren. Erst nach dem Ende des Faschismus gab es die ersten Ausstellungen seiner Werke in Wiesbaden. Für die Präsentation der Bilder setzte sich auch der ehemalige Oberbürgermeister von Wiesbaden, Georg Buch, selbst NS-Verfolgter, ein, der 1980 den „Wiesbadener Kurier“ darauf hinwies, dass Adolf Noetzel ein Nazi-Opfer gewesen sei – „und das sollte man sagen“.

Horst Gobrecht: „Und gingen aufrecht doch“. Grete und Adolf Noetzel. Antifaschistischer Widerstand und Briefe aus der Haft. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag, 2011.

Ulrich Schneider

In memoriam Karl Heinz Jahnke

Das vorliegende Buch ist Ergebnis einer Konferenz, die am 9. Oktober 2010 in Rostock von der Rosa Luxemburg Stiftung, der VVN-BdA und dem Verein Politische Memoriale Mecklenburg Vorpommern durchgeführt wurde. Sie fand zu Ehren und in Erinnerung an den Historiker Prof. Dr. Karl Heinz Jahnke statt, der 2009 verstarb.

Karl Heinz Jahnke, der sich insbesondere der Erforschung des (Jugend-)Widerstandes widmete, stand mit dem Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 seit dessen Gründung in regem Austausch. Es ist Ulrich Sander und Dietrich Marquardt für ihre Konferenzbeiträge zu danken, in denen sie auf die intensive Zusammenarbeit zwischen Studienkreis und Jahnke hinweisen. Dennoch fehlt ein Beitrag des Studienkreises über die Wirkungsgeschichte von Karl Heinz Jahnke für unsere Forschungseinrichtung: Bis zu seinem Tod war er ein wichtiger Autor unserer halbjährlich erscheinenden Publikation „Informationen“, er nahm an Konferenzen teil und war, als Ehrenmitglied, ein wichtiger Wegbegleiter. Die jüngste Ausstellung des Studienkreises, „Es lebe die Freiheit! Junge Menschen gegen den Nationalsozialismus“ wurde nicht zuletzt ihm gewidmet.

Das Tagungsprogramm spiegelt die Blickwinkel von Karl Heinz Jahnkes Forschungstätigkeit wider: Von Beiträgen, die sich grundlegenden Fragestellungen widmen (Manfred Weißbecker: Faschismustheorien – gestern und heute) bis hin zu Beiträgen, die sich sehr konkret mit Fragen der Vermittlung und Aufarbeitung mit Schülerinnen und Schülern im regionalgeschichtlichen Kontext beschäftigen (Wilfried Freier: Zur Arbeit der Medienwerkstatt des Kinder- und Jugendvereins Rügen; Elvira Grossert: Erfahrungen aus dem Projekt Ende der Todesmärsche der KZ-Häftlinge zwischen Parchim, Ludwigslust und Schwerin). Der Blick über den bundesdeutschen Tellerrand (Dr. Petra Clemens: Erforschung der NS-Zwangsarbeit in deutsch-polnischer Kooperation) fehlte ebenso wenig wie aktuelle Themen (Axel Holz: Auseinandersetzung mit Kritik an der Ausstellung „Neofaschismus in Deutschland“). Beachtenswert auch der Beitrag über eine biografische Skizze des sorbischen Antifaschisten Jan Skala (von Peter Kroh) sowie die Thematisierung heute notwendiger Gedenkstättenreflektion, um historische Spuren für die Zukunft zu bewahren (Roman Guski: Sondergräber auf dem Neuen Hof in Rostock). Dass die Tagung sich im Wesentlichen auf die außeruniversitäre Forschung und Bildungsarbeit konzentriert, ist in sofern von Bedeutung, als hier die Möglichkeit für einen Austausch und die Vorstellung der verschiedenen konkret verorteten Basisinitiativen gegeben wurde.

Michael Herms (Hg.): Zum Stand der Erforschung der regionalen NS-Geschichte in Mecklenburg-Vorpommern. Halle 2011.

Cora Mohr

Gestapo-Lager in der Endphase des „Dritten Reichs“

„Kann über sechs Jahrzehnte nach Kriegsende noch ein weiteres, eigenständiges nationalsozialistisches Lager-Gefüge zum Vorschein kommen? In einer hoch ausdifferenzierten Forschungslandschaft, zu deren Schwerpunkten die Verfolgung gehört?“ so fragt Rainer Hudemann, wissenschaftlicher Betreuer der vorliegenden Dissertation in seinem Vorwort (S. 9). Dies muss nach der Lektüre der knapp 400 Seiten starken Studie bejaht werden.

Elisabeth Thalhofer untersucht, angeregt durch die Beschäftigung mit dem Beispiel des Lagers „Neue Bremm“ im Saarland, die organisatorische Struktur und politische Funktion jener Haftstätten, die sich in der Verantwortung der Gestapo befanden. Zumeist wurden sie in früheren Jahren als reine „Durchgangslager“ gesehen, da die Verweildauer in aller Regel

recht kurz war. Denn diese „Erweiterten Polizeigefängnisse“ dienten – wie es in der Verwaltungssprache eines Oberregierungsrates hieß – „zur Unterbringung aller Arten von Häftlingen, die sich in polizeilicher Verwahrung befinden.“ (S. 203) Dieser Lagertyp hatte durchaus Ähnlichkeiten mit den „Arbeitsziehungslagern“ (AEL), verfolgte jedoch nicht deren Ziel der Disziplinierung und Drangsalierung zum Zwecke der Erhöhung der Arbeitsproduktivität, sondern eine temporäre „polizeiliche Verwahrung“. „Sie bildeten auf regionaler Ebene ein in höchstem Maße flexibel einsetzbares Instrument des staatlichen Terrors, das mit den übrigen repressiven Strukturen allerdings weniger in Konkurrenz geriet, als dass es sie unterstützt und ergänzte“, urteilt die Autorin. (S. 205) Was diese „Flexibilität“ bedeutete, zeigt sie an Beispielen auf: Das konnte die Ausschaltung von „unruhigen Elementen“ sein, die Verwahrung von Häftlingen, die zum Verhör deportiert wurden, oder auch die Exekution von Häftlingen, wie am Beispiel des Lagers „Neue Bremm“ nachweisbar. Diese Lager waren somit „multifunktional“. „Die Gestapo nutzte sie als Orte, um Menschen zu sammeln, zu strafen und zu disziplinieren, um sie zu deportieren, zu terrorisieren und zu ermorden.“ (S. 209) An dieser Stelle wird deutlich, weshalb die Autorin für ihre Arbeit den Titel „Entgrenzung der Gewalt“ wählte.

„Im Jahr 1943 lassen sich auf dem Gebiet des ‚Altreiches‘ bei den meisten Stapostellen und -leitstellen Erweiterte Polizeigefängnisse nachweisen: Wilhelmshaven, Hamburg, Frankfurt an der Oder, Münster, Köln, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Koblenz, Saarbrücken, München – all diese Dienststellen der Gestapo unterhielten mindestens ein Erweitertes Polizeigefängnis“ (S. 191).

An vier Fallbeispielen (Oderblick in Schwetig, „Erweitertes Polizeigefängnis“ Brätz, „Erweitertes Polizeigefängnis“ Klöckner-Werke AG Hagen-Haspe und „Neue Bremm“, Saarbrücken) zeichnet die Autorin detailliert den Aufbau, die Funktionalität und die Geschichte der Lager nach. Ergänzt wird diese Perspektive durch eine Darstellung der auffindbaren Informationen über den Werdegang und die Rolle der Kommandanten und Führungskräfte, also der Täterseite dieser Einrichtungen. Als Besonderheit ist festzustellen, dass nur die Führungskräfte aus den Reihen der Gestapo stammten, während die Hilfskräfte von anderen Institutionen oder Einrichtungen rekrutiert wurden – teils sogar über die Arbeitsämter.

Da die Verweildauer der Häftlinge in diesen Lagern sehr unterschiedlich war, ist es insgesamt schwierig, Zeitzeugenberichte zu erschließen. Es ist der intensiven Vorarbeit der saarländischen VVN-BdA, die seit Jahren Forschungen und Veröffentlichungen zur „Neuen Bremm“ vorgelegt hat, zu verdanken, dass die Autorin in ihre Untersuchung auch die Perspektive der Häftlinge auf die Haft und die Haftbedingungen einbeziehen konnte.

Ein interessanter Aspekt der Arbeit ist die „Interaktion zwischen Gestapo und Bevölkerung“. Dabei konstatiert die Autorin, dass diese Lager im besonderen Maße auf „Kooperationspartner aus den Reihen der Bevölkerung“ (S. 329) angewiesen waren, da ihnen eine eigene Infrastruktur fehlte. Sie kommt auf der Grundlage zahlreicher Beispiele zu dem Ergebnis, dass in der langen Endphase des „Dritten Reichs“ immer mehr Menschen zu „Komplizen der Gestapo“ (S. 342) wurden.

Elisabeth Thalheimer dokumentiert in ihrer Studie keine „neuen“ Lager, sondern schafft es, der Vielfalt des faschistischen Lagersystems eine weitere Facette zuzuordnen. Diese Differenzierung macht deutlich, welchen Anteil die einzelnen Verfolgungssysteme an dem faschis-

tischen Terror besaßen und in welchem Maße diese gesellschaftlich gestützt wurde.

Elisabeth Thalhofer: Entgrenzung der Gewalt. Gestapo-Lager in der Endphase des Dritten Reichs. Paderborn: Ferdinand Schöningh-Verlag, 2010.

Ulrich Schneider

Der Streit um die Geschichte

Im Dezember 2011 beging Ludwig Baumann, der Nestor der Bundesvereinigung „Opfer der NS-Militärjustiz e.V.“, seinen 90. Geburtstag. Sein langjähriger Kampf um die Anerkennung der Deserteure der faschistischen Wehrmacht als Verfolgte und Widerstandskämpfer bildet den Fokus der vorliegenden Dokumentation von Jan Korte, Bundestagsabgeordneter der LINKEN, und Dominic Heilig, Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung, zum Thema „Kriegsverrat“.

„Als wir 2006 den Gesetzentwurf zur Rehabilitierung der sogenannten Kriegsverräter in den Bundestag einbrachten, war nicht abzusehen, dass sich die Debatte über drei Jahre hinziehen würde. Auch nicht abzusehen war, dass an dieser Frage einmal exemplarisch eine jahrzehntelange Auseinandersetzung um die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit würde nachvollzogen werden können“ (S.7), formulieren die Herausgeber.

Eingeleitet wird das Buch durch ein umfangreiches Interview der Herausgeber mit Ludwig Baumann. Dieser berichtet zum einen über seine Erfahrungen in der Wehrmacht und sein Verfolgungsschicksal als Deserteur und „Kriegsverräter“, zum anderen skizziert er den jahrzehntelangen Weg der politischen Anerkennung dieses antifaschistischen Handelns als Widerstand.

In einem zweiten einleitenden Beitrag zeichnet Jan Korte unter dem Titel „Was ist „Kriegsverrat“?“ die Rolle der Wehrmacht in der NS-Zeit, ihre Beteiligung an den Massenverbrechen sowie die Versuche der Rehabilitierung der „Wehrmacht“ als „saubere“ Armee und die Reinwaschung der Wehrmachtsjustiz nach. Der Fall Filbinger oder die Wirkung der Ausstellung „Vernichtungskrieg“, die insbesondere die verbrecherische Rolle der Wehrmacht an der Ostfront dokumentierte, machen deutlich, dass der Umgang mit dieser Vergangenheit schon seit Jahrzehnten Anlass für gesellschaftliche Debatten bildet.

Den Schwerpunkt der Veröffentlichung liefern zwei Aufsätze, die insbesondere die politische Auseinandersetzung mit dem Thema im Deutschen Bundestag im Rahmen der letzten zehn Jahre aufarbeiten. Dominic Heilig zeichnet im ersten Aufsatz die Debatte seit 2002 nach. Die Tatsache, dass damals in einer Gesetzesnovellierung „Kriegsverräter“ ausgeklammert wurden, kritisierte nur die PDS und nahm dies zum Anlass einer parlamentarischen Initiative. Damals glaubten noch alle Parteien im Parlament, diesen Vorstoß pauschal ablehnen zu können: „Der Antrag ist das Papier nicht wert, auf dem er geschrieben steht“, erklärte eine Abgeordnete der SPD, obwohl der Vorschlag der PDS einen früheren Gesetzentwurf der SPD aufnahm. Doch solch pauschale Zurückweisungen hinderten Ludwig Baumann und Abgeordnete der PDS nicht, diese Thematik erneut auf die Tagesordnung zu bringen. Aber erst als es gelang, das Thema auch im öffentlichen Raum zu platzieren, z.B. auf dem evangelischen Kirchentag in Köln und in überregionale Medien, bewegten sich die Regierungsparteien mit einer

– so wörtlich – „Initiative der Bundesregierung zur Rehabilitierung sogenannter Kriegsverbrecher“. Doch erst 2008 fand eine erste wissenschaftliche Anhörung im Rechtsausschuss des Bundestages statt.

Jan Korte zeichnet die Haltung der Bundestagsfraktionen in dieser Debatte von 2007 bis 2009 nach. Er kritisiert die apologetische Haltung von Abgeordneten der Regierungsparteien und die Versuche, die eigentlichen Initiatoren dieser Debatte auszugrenzen, damit deren Anteil nicht mehr sichtbar wird. Der Beschluss des Deutschen Bundestages vom 8. September 2009, die „Kriegsverräter“ zu rehabilitieren, wird zwar mit den Stimmen der LINKEN verabschiedet, deren gleichlautender Antrag aber mit „Nichtbefassung“ bestraft. Offenkundig ging es in dieser Debatte nicht nur um die Aufrechterhaltung eines bestimmten Geschichtsbildes, sondern auch darum, eine politische Wirksamkeit der LINKEN im Deutschen Bundestag zu verleugnen.

Um welches Geschichtsbild es konkret ging, zeigt Korte zum Schluss in dem Beitrag „Professor Müllers vorletztes Gefecht“. In einem Gutachten im Auftrag der CDU/CSU-Fraktion gegen die Rehabilitierung der „Kriegsverräter“ spricht Rolf-Dieter Müller vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt Potsdam den einfachen Soldaten faktisch das Recht auf Widerstand ab und qualifiziert soldatischen Widerstand als „Opportunismus“ – der Kriegslage geschuldet. Müller macht deutlich, wie die apologetische Tendenz der Reinwaschung der Wehrmacht und die Ablehnung von widerständischem Handeln innerhalb der Wehrmacht bis heute in der Militärgeschichtsschreibung hegemonial sind. In abenteuerlicher Weise verbindet er zudem diese Ablehnung mit einer Adaption der Totalitarismus-These.

Im 60seitigen Dokumentenanhang sind Anträge, Stellungnahmen, Gesetzentwürfe und Protokolle des Deutschen Bundestages zum Thema von 2006 bis 2009 abgedruckt. Sie sprechen eine deutliche Sprache und zeigen, wer sich einer Rehabilitierung verweigerte. Damit ist das Buch ein interessanter Beitrag zur geschichtspolitischen Debatte der letzten Jahre in der BRD.

Jan Korte, Dominic Heilig (Hg.): Kriegsverrat. Vergangenheitspolitik in Deutschland. Analysen, Kommentare und Dokumente einer Debatte. Berlin: Dietz-Verlag, 2011

Ulrich Schneider

Zeitgeschichte – Medien – Historische Bildung

Im Zwei-Jahres-Rhythmus treffen sich Geschichtsdidaktikerinnen und -didaktiker zu Tagungen, die mit Referaten und Foren zu relevanten Themen des didaktischen Diskurses eine Bestandsaufnahme vornehmen und Forschungsperspektiven skizzieren. Diese Beiträge erscheinen in der Regel bereits ein Jahr später in gedruckter Form. Sicherlich sind nicht alle Schwerpunktthemen für ein breites Publikum von Interesse. Das Tagungsthema der Konferenz von 2009, die im Haus der Geschichte in Bonn stattfand, jedoch schon: Welchen Stellenwert hat Zeitgeschichte in den Medien im weitesten Sinne, wie wird sie dort verhandelt und welchen Einfluss kann diese auf historisch-politische Bildung bzw. Geschichtsbilder in der Öffentlichkeit haben?

Der Tagungsband ist in vier Großkapitel gegliedert und behandelt Zeitgeschichte in kommerziellen Printmedien (BILD-Zeitung, populäre

Buchbesprechungen

Geschichtsmagazine wie z.B. Damals, SPIEGEL und stern), in Unterrichtsmedien (Geschichtsbücher, Digitale Medien, Unterrichtsfilme), in Film und Fernsehen sowie im Internet (u.a. Wikipedia).

Zwei Beiträge sollen im Folgenden genauer vorgestellt werden: In welchem Umfang und mit welcher Absicht werden Lesern der BILD – immerhin täglich ca. 11 Millionen – (Mike Zülsdorf-Kersting, S. 47–60) und solchen des Magazins stern, Deutschlands meist gelesenem Wochenmagazin (Jeanette van Laak, S. 93–108) zeitgeschichtliche Themen redaktionell vermittelt? In beiden Fällen handelt es sich um eine Stichprobe aus den Jahren 1998 und 2008, die einer quantitativ-qualitativen Medieninhaltsanalyse unterzogen wurde.

Für die BILD-Zeitung kann gezeigt werden, dass Zeitgeschichte gegenüber anderen historischen Epochen eine überragende Position einnimmt, was für ein Boulevardblatt nicht wirklich überrascht. Innerhalb des zeitgeschichtlichen Themenspektrums dominieren eindeutig die NS-Zeit und die Geschichte von BRD und DDR. Interessant ist die Frage, welche Schwerpunkte gesetzt werden und wie NS-Geschichte vermittelt wird. Zülsdorf-Kersting arbeitet heraus, dass der inhaltliche Fokus auf Extremtäter („KZ-Hexe“, „SS-Killer“), NS-Opfer und Widerständler gerichtet ist. Artikel zur Mehrheitsbevölkerung, zu dem durchschnittlich opportunistischen Verhalten der „Volksgemeinschaft“ fehlen gänzlich. Einem ähnlichen Schema folgen die Berichte zur DDR-Geschichte: Thematisiert werden DDR-Eliten und Stasi-Täter, Stasi-Opfer und Flüchtlinge. Auch hier geraten die Grauzonen zwischen Zuschauen und Mitmachen der Bevölkerung nicht in den Blick. Die DDR-Geschichte wird – wenig überraschend – als „negative Gegenzählung zur Erfolgsgeschichte der BRD thematisiert“ (S. 58).

Während BILD auf das Extreme, Sensationelle setzt – und somit dem generellen redaktionellen Trend folgt – präsentiert die stern-Redaktion überwiegend personalisierte, stark gebildete Geschichten, die den Lesern eine Identifikation anbieten, im Idealfall Empathie erzeugen. Das Interesse an der Geschichte des 20. Jahrhunderts ist breit gefächert, wobei als Aufhänger im Regelfall aktuelle Debatten (1998: die Frage nach Entschädigung von Zwangsarbeitern und die Walser-Bubis-Kontroverse) oder anstehende Gedenk- und Feiertage (2008: 40 Jahre „Die 68er“ und „60 Jahre Bundesrepublik Deutschland“). Die Geschichte der Bundesrepublik wird als Emanzipations- und Befreiungsgeschichte erzählt, wie die Beiträge zu „68“, zur Emanzipation von Frauen und der Entwicklung der GRÜNEN belegen. Die Gesellschaft der Bundesrepublik habe das Erbe der NS-Zeit überwunden, weiten Teilen der Bevölkerung Aufstiegschancen ermöglicht und den Kalten Krieg beendet. Was die DDR-Geschichte angeht, stehen im Vordergrund Beiträge und Interviews, die sich auf eine personalisierte Alltags- und Mentalitätsgeschichte beziehen. Herrschaftsgeschichte taucht eher indirekt auf. „Die mediale Leistung des stern in den 1990 Jahren kann als Aufnahme-geschichte, als Beitrag zur Integration der Ostdeutschen in die bundesdeutsche Gesellschaft zusammengefasst und als mediale Beitrag zur Wiedervereinigung interpretiert werden“ (S. 105).

Zwei wichtige Beiträge beziehen sich auf das Fernsehen: Saskia Handro fragt nach dem Ver-

Buchbesprechungen

hältnis von Zeitgeschichte und Fernsehen (S. 200–218). Oliver Näpel nach den Möglichkeiten historischen Lernens durch Geschichte im TV (S. 219–237). Beiden Analysen stellen nicht mehr – wie lange Zeit üblich – die Problematik von Authentizität und Fiktionalität in das Zentrum, sondern nehmen zur Kenntnis, dass Dokudramen und Spielfilme Geschichtserzählungen anbieten, die einen bedeutsamen geschichtskulturellen Stellenwert einnehmen. So weist Handro darauf hin, dass Medien gedächtnisrelevante Inhalte produzieren, die über Fernsehkonsum und Anschlusskommunikation kollektive Vorstellungen beeinflussen können. Schlüsselbilder, z.B. zum 9. November 1989 oder 11. September 2001, blieben durch Wiederholungen über Generationengrenzen anschlussfähig. Aufgrund veränderter technologischer Möglichkeiten werden sie zu einem stets abrufbaren audiovisuellen Archiv. Näpel ergänzt, dass durch crossmediale Verzahnung (Dokumentation zum Spielfilm, Begleitmaterial in gedruckter oder digitaler Form, Diskussionen in Talkrunden) die geschichtskulturelle Präsenz vervielfacht werde. Während Handros Schlussfolgerungen für historisches Lernen eher allgemein unbestimmt ausfallen, geht Näpel kritisch auf zwei zählbare Anforderungen an „Filmarbeit“ im Geschichtsunterricht ein: 1. Geschichtsfilm als Veranschaulichung einzusetzen; 2. bei der Analyse von Filmen beackmessersch mit erhobenem pädagogischen Zeigefinger auf Fehler in allem Vergnüglichen hinzuweisen.

Stattdessen schlägt er vor: „Ein einfacher Vergleich eigener Reaktionen und Eindrücken zu Geschichtsendungen mit denen anderer, wie sie in Feuilletons, vor allem aber im Internet zur Verfügung stehen, kann eine multiperspektivische Erweiterung bedeuten und zu einer tieferen Auseinandersetzung mit den Mechanismen medialer Geschichtskonstruktionen wie auch den Mechanismen individueller Sinnbildung führen“ (S. 236).

Susanne Popp u.a. (Hg.): Zeitgeschichte – Medien – Historische Bildung. Beihefte zur Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 2. Göttingen: Verlag V&R Unipress, 2010.

Peter Adamski

Neues aus der Exilforschung

Im „Neuen Nachrichtenbrief“ der *Gesellschaft für Exilforschung* vom Juni 2011 beklagt der Herausgeber Dr. Patrik von zur Mühlen: „Selten war in den letzten Jahren eine Ausgabe des NNB so randvoll mit Berichten über Veranstaltungen oder Ankündigungen angefüllt. Noch nie in seiner Geschichte konnte er in der Liste der Neuerscheinungen so viele Titel anführen. Die Exilforschung (außerhalb der Gesellschaft) ‚brummt‘. Und gleichzeitig klagt man innerhalb der Gesellschaft über Flaute, Ermüdung und Endzeitstimmung. Zwei Dinge, die zusammengehören, haben hier nicht zusammengefunden. Unsere Gesellschaft wird sich Gedanken machen müssen, wie der Kontakt zu jüngeren Exilforschern, die von unserer Gesellschaft teilweise noch nie gehört haben, hergestellt werden kann. Auf der Jahrestagung 2012 wird diese Frage unsere Diskussionen beherrschen und möglicherweise das Schicksal der GfE besie-

geln.“ Soweit die Klagen von Patrik von zur Mühlen.

Aus der Sicht des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945 ist hoffen, dass sich die angeedeuteten düsteren Ahnungen zur Existenz der *Gesellschaft für Exilforschung* nicht erfüllen. Die Forschungen zum Exil bleiben eine absolute Notwendigkeit. In diesen Zusammenhang gehört der Hinweis auf zwei Bücher, die im Folgenden vorgestellt und besprochen werden sollen. Sie beleuchten eindrucksvoll die internationalen Dimensionen, die thematische und methodische Vielfalt, die die Forschungen zum Exil inzwischen erreicht haben. Das von Daniel Azuélous herausgegebene Buch „Alltag im Exil“ vereint eine illustre, internationale Schar an Autorinnen und Autoren aus Europa bis hin zu AutorInnen aus Brasilien, Kenia und Neuseeland. Diese untersuchen das Thema unter geografischen Gesichtspunkten und aus der Sicht und den Gegebenheiten der jeweiligen Exilländer. Das ist nicht neu. Neu ist aber die Konzentration auf Länder, die nicht zu den „klassischen“ Exilländern gezählt werden.

Daneben werden in Einzelstudien Rundbriefe Wiener Gymnasiasten jüdischer Herkunft 1938–1942, Untersuchungen zur Familie Marum-Lunau, zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Heinz Blücher, zur Malerin Edith Kramer, zu Cioma Schönhaus, zum Laienmusikleben im Pariser Exil am Beispiel des Deutschen Volkstheaters und zur Arbeit des Exilverlages „El Libro Libre“ in Mexiko präsentiert.

Die Autorinnen und Autoren waren Gäste eines Kolloquiums im französischen Amiens, eingeladen von Daniel Azuélous, Professor für deutsche Literatur und Ideengeschichte an der Université de Picardie Jules Verne (Amiens). Das Kolloquium hatte sich zum Ziel gesetzt, nicht das oft ausgebreitete und behandelte Exil der prominenten Exilanten, sondern das Exil der „kleinen Leute“ zu beleuchten, vor allem deren Alltag im Exil zu untersuchen, und das, wie gezeigt, nicht in den „klassischen“ Exilländern.

In seinem Vorwort schreibt Azuélous: „Die Autoren dieses Bandes vertreten einhellig den Standpunkt, dass es verfehlt wäre, eine allzu scharfe Scheidelinie zwischen den prominenten Exilanten und den sogenannten ‚kleinen Leuten‘ ziehen zu wollen.“ In einem gewissen Gegensatz dazu fährt er fort: „Wie gestaltete sich nun das Leben der Menschen, die die Forschung als ‚die kleinen Leute‘ des Exils zu bezeichnen pflegt? Dies war eine Geschichte mit Haken und Ösen, mit der sich dieses Buch befassen möchte“ (S. 9).

Bereits zu Beginn weist Patrick Farges auf die Schwierigkeiten hin, das Thema wissenschaftlich korrekt zu behandeln. Er schreibt: „Der Begriff der ‚kleinen Leute‘ ist in Zusammenhang zu bringen mit einer spezifischen Quellenlage: Die ‚kleinen Leute‘ sind nämlich diejenigen, die weniger Spuren hinterlassen haben als die ‚Exilprominenz‘. Um ihre Geschichte zu rekonstruieren, müssen spezifische Quellen herangezogen werden, die bislang vernachlässigt wurden: darunter Selbstzeugnisse (u.a. mündliche Selbstzeugnisse) und ‚Ego-Dokumente‘“ (S. 16). Kritisch beleuchtet er die „biographisch-historische Erzählung, die im Kontext des Oral-History-Interviews“ produziert wird. Er bezeichnet diese Methode als „höchst problematisch“ (S. 17). Grund sei, dass das „biographische Gedächtnis vergisst und eine attraktive Erzählung produziert“ (S. 17).

Dennoch vermittelt die Lektüre der dargestellten Schicksale einen eindrucksvollen, nachhaltigen und erschütternden Einblick in das Leben der „einfachen Leute“, in ihren Alltag, in ihre Sorgen und Ängste im Exil. Sie können nicht auf eine Stufe gestellt werden mit der „Exil-

prominenz“. Den „einfachen Leuten“ und ihrem Alltag war das Exilland fremd, sie sprachen die Sprache nicht, kannten nicht die Sitten und Gebräuche. Bei allen wissenschaftsmethodischen Vorbehalten gibt das Buch doch einen realen Einblick in das Leben und den Alltag der „einfachen Leute“ im Exil. Es stellt eine unabdingbare Ergänzung dar zu den zahlreichen Darstellungen, die zur „Exilprominenz“ produziert worden sind.

Die internationalen Dimensionen, neue Themen, neue Fragen und neue wissenschaftsmethodische Zugänge zur Exilforschung eröffnen sich auch in dem Buch „Briefe aus dem Exil. 30 Antworten von Exilanten auf Fragen von Arnim Borski“, zu dem der Präsident des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, Günter Kunert, ein Vorwort beisteuerte. Borski schreibt zu seinen Motiven: „Ende 1982, in den stillen Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr, schrieb ich all die Briefe, schrieb an vier Dutzend mir unbekannter Menschen, fragte nach ihrer Jugend, ihren Fluchten, ihren Träumen, nach Deutschland immer. Als ich damals fragte, das weiß ich heute mehr denn je, fragte ich ein bisschen auch nach mir selber. Wahrscheinlich war das einer der Gründe, warum ich zuletzt beschloss, allen exakt die gleichen Fragen zu stellen. Wie ähnlich, wie unterschiedlich, wie je anders werden sie antworten? Wie viele, wie wenige werden, wenn überhaupt, reagieren? In jedem Fall wird ein Bild entstehen, ein Bild, hoffte ich, mit klärenden Rändern, mit Farben und Facetten und mit einzelnen Menschen, die jene große Zahl, die unfassbare, zumindest greifbarere, realer machen.“ (S. 106 und S. 12f.).

Geantwortet haben exakt 30 Briefempfänger aus neun Ländern. Ihre Antworten sind ohne Kürzungen im Original dokumentiert. Unter denen, die geantwortet haben, waren bekannte Exilanten wie Anna Maria Jokl, Fritz Beer, Alice Schwarz-Gardos, Hans Keilson und Stephan Lackner. Die Mehrheit stellten aber „einfache Leute“, die nicht der „Exilprominenz“ zuzurechnen waren. Dennoch waren sie fast alle Schriftsteller, Journalisten, Herausgeber, gehörten der „schreibenden Zunft“ an.

Außerordentlich verdienstvoll sind die im Anhang notierten Kurzbiografien der 30 Exilanten, die Borski geantwortet haben. Sie umfassen einen kurzen Lebenslauf, (wenn vorhanden) eine Bibliografie und eine Biobibliografie. Ein Verzeichnis der weiterführenden Korrespondenzen und die benutzte Literatur für die biobibliografischen Angaben vervollständigen das Bild. Einen relativ eigenständigen Teil bilden „Anzeigen und Beiträge“, abgerundet wird das Buch mit einer Auswahl von Originalwerken und Dokumenten exilierter und verfeimter Autoren und Künstler des 20. Jahrhunderts.

So unterschiedlich die Biografien der von Borski Angeschriebenen waren, so unterschiedlich waren auch ihre Antworten. Dennoch lassen sich bei allen Unterschieden auch eine Reihe von Gemeinsamkeiten ausmachen. Die Frage, welche Hoffnungen, welche Träume ihnen geholfen hätten, die Bedrohungen und Schwierigkeiten des Exils durchzustehen, beantworteten fast alle mit dem Hinweis auf die erhoffte baldige Befreiung vom Faschismus und der Rückkehr „in die verlorene Geborgenheit“, nach Deutschland.

Zusammen mit den Gemeinsamkeiten auf der einen Seite und den unterschiedlichen Lebensläufen, Lebenserfahrungen im Exil, den Hoffnungen und Erlebnissen auf der anderen Seite, eröffnet das Buch einen Blick auf ein breites, teilweise erschütterndes und ergreifendes, aber auch von Hoffnungen und Visionen getragenes Panorama der menschlichen Existenzen im Exil.

Niedergeschlagenheit herrscht in vielen Antworten darüber, dass die Exilierten in fast allen Fällen nach 1945 keinen ihnen gebührenden Platz in der Nachkriegsgesellschaft erhalten haben. Viele lebten und starben später isoliert und vergessen.

Ein bemerkenswerter Faden spannt sich von Azuélós' zu Borskis Buch: Ähnlich wie Patrick Farges in dem Buch „Alltag im Exil“ argumentiert auch Werner Rings in seinem Brief am Borski. Er schreibt: „Was man in jungen Jahren erlebt, ist mit dem, dessen man sich später erinnert, nicht immer identisch. Wohl an jeder von uns trifft im Verlaufe der Jahrzehnte eine Auswahl, unbemerkt und unbewusst; gewisse Erfahrungen werden ausgelöscht, andere verdrängt, wieder andere bleiben und leben fort. Irgendwann ertappt man sich dabei, dass man die Eindrücke, die sich erhalten haben, für das Ganze nimmt. Ich bin mir dieser Problematik des Autobiographischen bewusst ...“ (S. 13).

Borskis Buch ist in einem Berliner Antiquariat erschienen. In der Vorbemerkung wird darauf hingewiesen: „Dies sollte kein Antiquariatskatalog im üblichen Sinne werden. Parallel zu den Briefen war unser Bestreben, das schriftstellerische Lebenswerk der Briefautorinnen aufzuzeichnen, wobei wir den Schwerpunkt nicht nur auf die Hauptwerke, sondern besonders auf das Unbekannte, fast Vergessene all dieser Exilanten legen wollten“ (S. 3). Das ist außerordentlich gut gelungen.

Als Fazit bietet sich an: Auch dieses Buch ist ein Beleg dafür, dass die Forschungen zum Exil auf überraschend neue Weise betrieben werden kann, dass sie nicht als abgeschlossen betrachtet werden darf. Auch hier zeigen sich die internationalen Dimensionen der Exilforschung. Die knappen Biografien belegen zudem, dass viele von ihnen dem Widerstand gegen den Faschismus zuzurechnen sind. Ferner belegt es, dass die Exilforschung lebt, dass sie notwendig ist und bleibt. Es unterstreicht, dass sich immer wieder eine Fülle von neuen Themen, Wissenschaftsmethoden und Ansätzen eröffnen, die es zu erforschen und für die Nachwelt zu dokumentieren gilt.

Azuélós, Daniel (Hrsg.): Alltag im Exil. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011.

Michael Lehr (Hg.): Briefe aus dem Exil. 30 Antworten von Exilanten auf Fragen von Arnim Borski. Berlin: Antiquariat für Literatur Michael Lehr, 2011.

Dirk Krüger

„Persönliche Gefangene des Führers“

Was waren die Beweggründe des NS-Regimes, hunderte so genannte Ehren- und Sonderhäftlinge mit den verschiedensten Hintergründen, unter den verschiedensten Bedingungen, an den verschiedensten Lokalitäten unter seiner Kontrolle zu halten?

Mit dieser Fragestellung befasst sich die Arbeit des Zeithistorikers und Journalisten Volker Koop, der ein ganz besonderes Feld der nationalsozialistischen Terror-Herrschaft thematisiert.

In insgesamt elf Kapiteln beleuchtet der Autor eine Vielzahl von Persönlichkeiten, die in Konzentrationslagern und Gefängnissen, aber auch in Hotels oder Schlössern vom NS-Regime in Sonderhaft gehalten wurden, darunter NS-Gegner wie Georg Elser, Martin Niemöller, der französische Sozialist Léon Blum, aber auch Personen wie der ehemalige österreichische Bundeskanzler Schuschnigg oder Marschall Pétain. Die Beweggründe waren je nach Häft-

ling sehr verschieden. Koop zeigt anhand zahlreicher Einzelfälle beispielsweise die Situation von gefangenen Politikern, Geistlichen und Industriellen auf.

Dabei werden auch Gefangene aus besetzten Gebieten und „Feindländern“ aufgeführt. In drei gesonderten Kapiteln behandelt der Autor beispielsweise die Lage französischer und italienischer Häftlinge sowie den „Terror gegen Osteuropa“.

Oftmals gelang es den Nationalsozialisten eher zufällig, auch prominente Gegner festzusetzen. Zu nennen wären hier vor allem der Sohn Stalins sowie Verwandte de Gaulles oder Churchills. Diese wollten die Nazis als Faustpfand beziehungsweise Geiseln einsetzen, sollte es zu Verhandlungen mit den Alliierten kommen. Aus diesem Grund wurden solche Häftlinge oftmals bevorzugt behandelt – man wollte sie vor ihrem „Einsatz“ nicht zu schaden kommen lassen.

Auf knapp 300 Seiten ist es Volker Koop gelungen, einen Überblick über ein bislang wenig beleuchtetes Kapitel des Nationalsozialismus zusammenzustellen. Dabei spart der Autor nicht an Detaildarstellungen der Situation des jeweiligen Gefangenen. Hier liegt ganz klar die Stärke des Werks, das eine durchaus spannende Lektüre verspricht.

Analytisch bleibt Koop jedoch hinter den Erwartungen zurück. So fehlt beispielsweise eine Gesamtverortung der unterschiedlichen Haftarten und -bedingungen in das „Konzept“ des NS-Regimes.

Das mag vor allem daran liegen, dass genau jene Häftlinge „auf Befehl des Führers“ oder auf Anweisung von SS-Chef Himmler gefangen gehalten wurden, also individuelle Beweggründe der NS-Oberen mit Zufällen gepaart. Dies lässt auf ein eher ungeplantes Verhalten bei den „Ehren- und Sonderhäftlingen“ schließen. Eine Analyse des Ganzen bleibt also gänzlich dem Leser überlassen.

Volker Koop: In Hitlers Hand. Sonder- und Ehrenhäftlinge der SS. Köln: Böhlau Verlag, 2010.

Andy Herrmann

Neue Broschüre über Frauen im antifaschistischen Widerstand

Anlässlich des Internationalen Frauentag erschien im März 2012 ein neues Buch zu Düsseldorf Frauen im Widerstand. Die Historikerinnen Mareen Heying und Florence Hervé haben auf der Basis von intensiven Recherchen in Archiven bisher in Vergessenheit geratene Frauen wiederentdeckt, mitsamt ihrer Biographien im Widerstand gegen den Nationalsozialismus – und darüber hinaus. In der Einleitung zur Broschüre heben sie hervor, dass es in einer Zeit, in der noch immer im historischen und öffentlichen Diskurs der Fokus auf den „großen Männern“ liege, umso wichtiger sei, den Widerstand in seiner ganzen Breite darzustellen. Die vorgestellten Frauen engagierten sich auf unterschiedlichste Art und Weise, sie produzierten und verteilten Flugblätter, versteckten jüdische und politische Flüchtlinge oder sabotierten die (Rüstungs-)Produktion. Sie agierten vereinzelt oder organisiert, konspirativ oder im Alltag, aus den unterschiedlichsten Motiven. Emma Horion etwa stellte sich als Aktive in der katholischen Frauenbewegung gegen die Rassenideologie des Nationalsozialismus. Andere Frauen handelten aus einer gewerkschaftlichen Tradition, wie Ida Fleischbein, oder einfach aus der individuel-

len moralischen Überzeugung heraus helfen zu müssen, wie Hilde Neyses, die gemeinsam mit ihrem Mann Joseph ihre jüdische Freundin Erna Etscheit in ihrer Wohnung versteckte. Besonders groß ist der Anteil an Frauen aus dem kommunistischen Widerstand, was in der ehemaligen KPD-Hochburg Düsseldorf auch nicht verwunderlich ist. Viele von ihnen, wurden nach ihren Haftstrafen erneut in „Schutzhaft“ genommen und in Konzentrationslager überführt, zahlreiche fanden den Tod, wie Liesel Plücker, die in ihrer Wohnung Treffen der KPD organisierte und illegale Funktionäre versteckte.

Neben den Archivstudien, vor allem dem Auswerten von Gestapo-Akten der Frauen, dienen Interviews mit widerständigen Frauen als eine weitere Grundlage für die neue Broschüre. Publiziert wurden diese erstmals 1979 in der Broschüre „Trotz alledem. Frauen im Düsseldorfer Widerstand“, welche in den Folgejahren mehrmals überarbeitet wurde. Durch diese Zeugnisse sind äußerst bewegende Einblicke in die Geschichte der Frauen möglich. Immer wieder betonen die Antifaschistinnen die Bedeutung der Solidarität, die ihnen half, angesichts der tödlichen Gefahren das Richtige zu tun. Christel Lückhardt, die schon 1932 im Alter von 23 Jahren nach Protesten gegen Hitler erstmals verhaftet wurde, antwortete auf die Frage, ob sie nicht Angst hatte, nach dem Verbot der KPD im Untergrund zu arbeiten: „Eigentlich nicht, man war vom Elternhaus geprägt und war sicher, dass man das Richtige tat. Dann war da noch die Verbundenheit mit den Genossen, die einem halfen, etwaige Ängste zu überwinden.“ 1933 wurde sie erneut festgenommen und zu 18 Monaten Haft verurteilt. Nach ihrer Entlassung nahm sie wieder Verbindung mit ihren Genossinnen und Genossen auf, um weiter Widerstand zu leisten.

Viele Frauen versuchten auch während ihrer Haft in Gefängnissen und Konzentrationslagern weiter zu kämpfen. Die Kommunistin Tilde Klose etwa organisierte im KZ Ravensbrück eine antifaschistische Gruppe. Der Ärztin Doris Maase, im Vernehmungsprotokoll der Gestapo als „unverbesserliche marxistische Klassenkämpferin“ bezeichnet, gelang es während ihrer „Schutzhaft“ im KZ Ravensbrück, gestohlene Medikamente an Mitgefängene weiterzuleiten und Krankenbescheinigungen zu fälschen. Nach 1945 engagierte sie sich weiterhin politisch. Im Zusammenhang mit der Repression nach dem Verbot der KPD wurde sie zu einer Gefängnisstrafe von sieben Monaten auf Bewährung verurteilt. Jahre später erklärte sie zu ihrem Widerstand: „Es gibt zwei Dinge, die einen aufrecht erhalten: die Gruppe – und das Bewusstsein, dass man die richtige Überzeugung hat.“

Ähnlich ergreifend wie die persönlichen Äußerungen, ähnlich bestürzend wie die menschenverachtenden Worte aus den Gestapo-Akten, sind auch die zahlreichen Bild- und Fotoquellen. Beinahe jede Frau erhält so nicht nur eine Geschichte, sondern auch ein Gesicht. Dabei handelt es sich teilweise um Fotos aus den Aktenbeständen, teilweise aber auch um persönliche Aufnahmen vor und nach 1945. Dokumente wie Vernehmungsprotokolle, Flugblätter und Briefe ergänzen die Biographien der Frauen.

Ein eigenes Kapitel bilden Düsseldorfer Frauen in der Emigration, die sich wie Lya Kralik und Henny Dreifuss auch außerhalb Deutschlands am antifaschistischen Widerstand aktiv beteiligten.

Buchbesprechungen

Zweifellos leistet die Broschüre insgesamt einen beeindruckenden und historisch fundierten Beitrag zur Regional- und Geschlechtergeschichte des antifaschistischen Widerstandes. Sie ist aber gleichzeitig auch eine Würdigung für den Mut der vorgestellten Frauen, das Titelbild der Broschüre verdeutlicht dies. Es zeigt Ultra-Fans von Fortuna Düsseldorf, die im Fußballstadion Porträts von Düsseldorfer Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfern wie Henny Dreifuss und Hilarius Gilges hochhielten mit einem großen Spruchband: „Euer Widerstand bleibt unvergessen.“

Mareen Heying, Florence Hervé: Frauen im Widerstand 1933–1945. Düsseldorf. Köln: Papyrossa Verlag, 2012

Jan Lis

Im Dienste des Feindes

Am 22. Juni 1941 fiel Deutschland wortbrüchig über die UdSSR her. An der riesigen Front zwischen Eismeer und Schwarzem Meer entbrannten die blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges, die das Schicksal vieler Völker und Staaten entschieden. Für die als „Blitzkrieg“ konzipierte Aggression stand die bis dahin größte Streitmacht der Weltgeschichte bereit. Insgesamt über drei Millionen deutsche Soldaten wurden für den „Ostfeldzug“ aufgeboten.

Der Wehrmacht folgten starke Kontingente der Verbündeten und Vasallen. Außerdem wurden viele Hunderttausend Menschen aus allen besetzten Gebieten als Hilfskräfte der Wehrmacht in geschlossenen Einheiten zum Kampf gegen die Sowjetunion und zur „Befriedung“ der okkupierten Gebiete eingesetzt.

Die Analyse und Bewertung dieses Einsatzes von Ausländern an der Seite der deutschen Aggressoren ist Gegenstand der Arbeit von Rolf-Dieter Müller, dem Leitenden Wissenschaftlichen Direktor am Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr. Erstmals, so das Vorwort, werde der ganze Komplex des Einsatzes nichtdeutscher Helfer der Wehrmacht im Krieg gegen die UdSSR beschrieben. Müller bietet dazu eine Fülle von Details zur Bildung, zur Verwendung und zum Schicksal jeder Gruppe der nichtdeutschen Soldaten und Hilfskräfte. Bei den Fakten geht er allerdings nicht wesentlich über ältere Arbeiten hinaus. Das „Thema der Freiwilligen für den ‚Kreuzzug gegen den Bolschewismus‘“, darauf weist er hin, gehört zum Standardrepertoire „einer faschistischen Internationale, die immer noch aktiv ist“ (S. 8f). Schon aus diesem Grund ist der Gegenstand einer tiefgründigen Betrachtung wert.

Müller gibt zunächst einen Überblick über die deutsch-sowjetischen Beziehungen im Kontext der deutschen Weltherrschaftspläne bis zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag vom 23. August 1939, den darauf fußenden Abkommen über die Aufteilung der Interessensphären in Osteuropa, den Überfall der Wehrmacht auf Polen und den Einmarsch der Roten Armee in die Ostgebiete Polens ab dem 17. September 1939. Dieser erfolgte vor allem in jene Gebiete, die Polen nach dem Ersten Weltkrieg der sich konstituierenden Sowjetunion entrissen hatte und in denen die Bevölkerungsmehrheit der Litauer, Juden, Weißrussen und Ukrainer von der

polnischen Oberschicht und Bürokratie benachteiligt worden war. Von diesen Menschen, so Müller, seien die sowjetischen Streitkräfte 1939 „teilweise begrüßt“ worden. (S. 182). Danach skizziert er den Verlauf des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, des vier Jahre währenden deutsch-sowjetischen Krieges und die deutsche Besatzungspolitik.

In dem einleitenden Kapitel wird die geschichtsphilosophische Konzeption Müllers deutlich. Die Konzentration auf Hitler, verbunden mit einer stark erweiterten Totalitarismuskonzeption bestimmen die gesamte Darstellung: Der Krieg sei ausschließlich Hitlers Krieg gewesen. Für Müller sind nicht wie bei anderen Anhängern der Totalitarismuskonzeption Faschismus und Kommunismus gleich. Vielmehr erscheint in der vorliegenden Arbeit, oft ohne Beleg oder gestützt auf obskure Quellen, der Bolschewismus als viel schlimmer als der Nazismus (u.a. S. 12, 18, 20).

Militärisch nennenswerte Beiträge im Krieg gegen die SU leisteten vor allem in der Anfangsphase die Verbündeten und Vasallen Deutschlands – Finnland, Rumänien, Ungarn, Italien und mit Abständen Slowakei, Spanien und Kroatien. Müller meint, die Nazi-Führung sei an dieser Unterstützung nicht sonderlich interessiert gewesen. Doch schon die „Weisung Nr. 21 ‚Fall Barbarossa‘“ vom 18. Dezember 1940 zum Überfall auf die SU legte fest, Finnland und Rumänien aktiv einzubeziehen – allerdings unter deutschem Oberbefehl. Bei den anderen Verbündeten war man der Meinung, ihr Einsatz sei nicht nötig, da der Krieg nur wenige Wochen dauern werde.

Zu keiner Zeit war die Naziführung zu echter Koalitionskriegsführung bereit. Die verbündeten Soldaten wurden nicht als gleichwertige und gleichberechtigte Partner behandelt. Sie waren schlechter ausgerüstet, ausgebildet und weniger motiviert als die Wehrmacht. Bei den seit Ende 1942 begonnen Großoffensiven der Roten Armee erlitten sie große Verluste. Die Wehrmachtsführung gab ihnen die Schuld an den Niederlagen. Ihr „Versagen“, so die allgemeine Auffassung, sei „rassebedingt“. Die schweren Verluste förderten die spätestens seit Stalingrad verfolgten Pläne der „Partner“-Länder, das Bündnis mit den Deutschen zu verlassen. Die Naziführung sah den Ausweg aus der Krise nicht in partnerschaftlicher Kooperation, sondern in der Bekräftigung des deutschen Führungsanspruchs und in der Bereitschaft, die Bündnisloyalität mit Rumänien, Ungarn und Italien mit allen Mitteln zu erzwingen, wurden seit Mitte 1943 Pläne entworfen, um mit Gewalt einen Frontwechsel zu verhindern. Die Behandlung der Partner ist ein Indiz für die Bündnisunfähigkeit faschistischer Regime. Bei Müller ist dieses hochkomplexe, für den Verlauf des Krieges wichtige Thema kaum ausgeleuchtet.

Von Beginn des Krieges an versuchten die Nazis, in allen besetzten Gebieten Hilfskräfte für den Kampf gegen die Sowjetunion zu gewinnen. Müller legt beeindruckende Zahlen für die besetzten Gebiete in der Sowjetunion vor, schränkt aber ein, dass diese „nicht in jedem Falle als gesichert gelten können“ (S. 243). Sicher gab es vor allem in jenen Gebieten, die erst 1940 Bestandteil der Sowjetunion geworden waren, aus vielen Gründen bei einem größeren Teil der Bevölkerung Bereitschaft zur Kollaboration. Doch so „freiwillig“ wie die Darstellung suggeriert, war der massenhafte Einsatz sowjetischer Staatsbürger offenbar nicht. In den besetzten baltischen Sowjetrepubliken wurde auf Druck der Deutschen durch die Kollaborationsverwaltungen die allgemeine Dienstpflicht eingeführt. Die so jahrgangsweise Zwangsgemusterten wurden entweder zur Zwangsarbeit oder zum Waffendienst für die Deutschen eingeteilt.

Ein bedeutendes Reservoir für die Gewinnung von Hilfskräften waren für die Deutschen die gefangenen Rotarmisten. Die Kriegsgefangenen standen vor der Wahl, die eigentlich keine war, entweder wie Millionen ihrer Genossen in den Lagern zu krepieren oder über den Dienst in deutschen Einheiten eine zeitweilige Überlebenschance zu erreichen. Müller erwähnt die Werbemaßnahmen in den Kriegsgefangenenlagern, weist aber nicht auf die skrupellose Ausnutzung der von den Deutschen herbeigeführten katastrophalen Situation in den Lagern hin.

Die Staaten der Anti-Hitler-Koalition und die nach der Befreiung gebildeten Regierungen in den betroffenen Ländern haben zu Recht diese Art der Kollaboration als Landesverrat bewertet. Schuldig haben sich nach völkerrechtlichen Maßstäben aber auch jene deutschen Offiziere wie beispielsweise der spätere Bundesvertriebenenminister Oberländer gemacht, die in den Lagern kriegsgefangene Rotarmisten zum Waffendienst gegen ihren Staat nötigten.

Der Band ist reich illustriert. In den Text eingestreute Karten erleichtern die geografische Orientierung. Die Literaturliste ist lückenhaft. So fehlt u.a. die für die Geschichte der deutschen Politik in allen besetzten Gebieten noch immer unverzichtbare achtbändige Dokumentenedition „Europa unterm Hakenkreuz“ und der in der DDR erschienene Sechsbänder „Deutschland im Zweiten Weltkrieg“.

Rolf-Dieter Müller: An der Seite der Wehrmacht. Hitlers ausländische Helfer beim „Kreuzzug gegen den Bolschewismus“ 1941–1945. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2010.

Martin Seckendorf

Die Todesmärsche 1944/45

Als die Konzentrationslager im Sommer und Herbst 1944 evakuiert wurden, begann eine neue Phase nationalsozialistischer Verfolgungs- und Massenmordpolitik. Die Deutschen trieben die überlebenden Häftlinge auf tödlichen Fußmärschen ins Innere des Reichs. Lager-SS, Partei, Wehrmacht und Zivilbevölkerung kooperierten in diesem letzten nationalsozialistischen Verbrechen, dem hunderttausende KZ-Insassen zum Opfer fielen. „Meine Grundthese lautet“, schreibt der israelische Historiker Daniel Blatman, „dass sich in dieser Zeitspanne beinahe sämtliche Merkmale des zuvor von den Nationalsozialisten begangenen Genozids radikal veränderten oder bereits verändert hatten: das politische und gesellschaftliche Umfeld, in dem sich die Tat ereignete, die Gruppen der Mörder, der Kontrollapparat und die Bürokratie des Mordens, die Vernichtungstechniken, die Orte des Mordens und vor allem – die ideologische Kategorisierung der Opfer“ (S. 27).

Anders als Daniel Jonah Goldhagen, der die Todesmärsche in den Kontext des Holocausts stellt, sieht Blatman diese Endphaseverbrechen, „vor allem als letzten Abschnitt der vielen von den Nationalsozialisten verübten Völkermorde“ (S. 26). Da alle KZ-Häftlinge zu den Märschen gezwungen wurden, könne diese Periode des Massenmordes nicht in die Geschichte der „Endlösung“ eingereiht werden. „... Juden als große und gesonderte Opfergruppe in dieser Schlussphase des nationalsozialistischen Genozids zu begreifen“, argumentiert Blatman, „verwischt die Tatsache, dass der Kreis der Opfer sich dramatisch erweitert hatte und Angehörige anderer Nationalitäten hinzugekommen waren“ (S. 25). Die Todesmärsche betrachtet er als einen eigenständigen Verbrechenskomplex, der nicht

in die Geschichte des nationalsozialistischen Judenmordes eingereicht werden kann.

Blatman gliedert seine Studie in zwei Teile. Der erste Abschnitt des Buches, „Das System bricht zusammen“, skizziert die Chronologie der Todesmärsche. Ausgehend von einer Überblicksdarstellung des deutschen KZ-Systems werden die verschiedenen Phasen der „Evakuierungen“ beschrieben. Im Sommer 1944 räumten die Deutschen die Lager in den baltischen Staaten und in Ostpolen und verlegten den Natzweiler-Struthof-Komplex ins rechtsrheinische Neckartal. Im Januar 1945 zwangen sie die Häftlinge aus Auschwitz, Groß-Rosen und Struthof auf Todesmärsche. Schließlich folgt Blatmans Studie den Massenmorden im Frühjahr 1945 in Norddeutschland und schildert die Auflösung der Lagerkomplexe Dachau und Mauthausen.

Der zweite Teil, „Kriminelle Gemeinschaften“, nimmt die deutsche Zivilbevölkerung in den Blick. Blatman ist daran interessiert, „was in der Welt dieser einfachen Leute geschah und wie sie die Zeit erlebten, welche Einstellung sie zu dem hatten, was sich vor ihren Augen abspielte, als die Häftlingskolonnen sich an ihrer Haustür vorbeischiebten, und wie sie darauf reagierten“ (S. 30–31). Im Mittelpunkt des zweiten Abschnitts steht eine mikrohistorische Rekonstruktion des Massakers in der ostdeutschen Kleinstadt Gardelegen. Als mehrere „Evakuierungstransporte“ diesen Ort im April 1945 erreichten, verhandelten die lokalen Behörden über das Schicksal der Häftlinge. Die Entscheidung fiel für Massenmord. Nazis, Beamte und Zivilbevölkerung arbeiteten Hand in Hand. Die Täter sperrten etwa 1000 Häftlinge in eine Scheune, verriegelten die Türen, setzten das Gebäude in Brand und erschossen jeden, der versuchte, den Flammen zu entkommen. Sie benutzten Handgranaten, Panzerfäuste und Flammenwerfer, um ihre wehrlosen Opfer zu ermorden. Allein durch Glück überlebten 25 bis 27 Häftlinge das Massaker.

Blatman zeigt, wie sich der Kreis der Täter in den letzten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft ausweitete. Neben Lager-SS, Soldaten und Polizei beteiligten sich auch Zivilisten an dem Massenmord. Wie überall befanden sich in Gardelegen Volkssturm-Milizen und Hitlerjungen unter den Mördern; nach dem Massaker halfen einheimische Bürger bei der Jagd nach entkommenen Häftlingen. In der Endphase mobilisierte das Regime verstärkt ganz gewöhnliche Deutsche. Die Bereitschaft, an den Verbrechen zu partizipieren, erklärt Blatman mit ideologischen Motiven. „Ich bin überzeugt“, schreibt er, „dass der von den Nationalsozialisten verübte Völkermord in seiner letzten Phase von einer mörderischen Ideologie geleitet wurde, die sich dezidiert von jener unterschied, die in den vorangegangenen Jahren ausgebildet worden war“ (S. 688). In den Köpfen der Täter, erläutert Blatman, verwischte sich die Identität der Opfer. Nicht Antisemitismus, sondern ein „eliminatorscher ideologischer Konsens“, der sich gegen KZ-Häftlinge insgesamt richtete, trieb den Massenmord voran.

Diese These überzeugt wenig. Blatman selbst unterstreicht immer wieder die Zentralität antisemitischer Ideologie. So erklärt er zum Beispiel, dass „der Jude“ für die Deutschen „zum Synonym einer kollektiven Identität [wurde], die alle flüchtigen Subjekte umfasste, die [angeblich] eine tödliche Gefahr für die Zivilbevölkerung vor ihrer eigenen Haustür bedeuteten“ (S. 672). Indem Blatman ideologische Diskontinuitäten betont, verliert er den Blick für Kontinuität. Dass die deutschen Täter nach wie vor zwischen Juden und Nicht-Juden unterschieden, wird zwar immer wieder erwähnt, findet theoretisch aber kaum Berücksichtigung. Obwohl Blatman eine Verbindung zwischen den Todesmärschen und

dem Holocaust eingesteht, gelingt es ihm nicht, die ideologische Dimension des Massenmordes in der Endphase aufzuklären.

Blatman unterläuft einige gravierende Fehler. So behauptet er, die Gaskammer in Dachau sei im Februar 1945 gebaut worden, um kranke und schwache Häftlinge zu ermorden (S. 212–213). Tatsächlich wurde „Baracke X“ bereits 1943 fertiggestellt. Anders als von ihm behauptet, wurde die Dachauer Gaskammer nie für Massentötungen benutzt. Woher Blatman seine Informationen nimmt, ist unklar. Ähnlich verhält es sich mit seiner Darstellung der Ereignisse im KZ Lieberose. Kranke und jüdische Häftlinge, schreibt Blatman, seien in einer Baracke versammelt worden. „Einer der Aufseher führte dann einen Häftling aus der Baracke, identifizierte ihn, um ihn, sobald feststand, dass es sich um einen Juden handelte, zu erschießen ... Die Liquidierung der jüdischen Häftlinge im Lager dauerte zwei Tage ...“ (S. 267). Von diesem Massenmord ist in den Quellen, auf die sich Blatman bezieht, keine Rede.

Diese Kritikpunkte sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass Blatman die Historiografie der Todesmärsche mit einer ersten systematischen Studie erweitert. Insbesondere die Erkenntnis, dass die Massenmorde auf den Todesmärschen nicht allein von SS-Verbänden, sondern von diversen Entscheidungsträgern organisiert wurden, zeigt, wie sehr die deutsche Bevölkerung in die Verbrechen des Regimes verstrickt war.

Daniel Blatman: Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords. Reinbek: Rowohlt, 2011.

Michael Nolte

Neues zu Edelweißpiraten und Swing-Jugend

„Uns hat das nicht gefallen, dieser ganze Zwang“ (Beyer/Ladurner, S. 18). Dieser Satz eines „Schlurfs“ – wie sich österreichische Swing-Jugendliche selbst bezeichneten – drückt die Haltung vieler Wiener und österreichischer Jugendlicher aus, welche die Hitler-Jugend und den Bund Deutscher Mädel ablehnten. Sie wollten nicht mitmarschieren und tanzten aus der Reihe – zu Jazz und Swing. Solche gegen den Nationalsozialismus eingestellten jungen Leute gab es in mehreren Städten der von Deutschland okkupierten Staaten. Als Swing-Boys und -Girls bezeichnete – oder genauer: verleumdete – man sie in Hamburg, Frankfurt am Main und in anderen deutschen Großstädten, während sie in Paris „Zazous“ und in Prag „Potapki“ genannt wurden.

Das Buch „Im Swing gegen den Gleichschritt. Die Jugend, der Jazz und die Nazis“ von den beiden Journalisten Wolfgang Beyer und Monica Ladurner entstand parallel zum Dokumentarfilm „Schlurf – Im Swing gegen den Gleichschritt“. Für diese „Geschichte einer Rebellion“ (Beyer/Ladurner, S. 15) führten sie umfangreiche Recherchen und Interviews durch, auf die in der kommentierten Auswahlbibliographie hingewiesen wird. Viele Zeitzeugen und Zeitzeuginnen – auch aus anderen Publikationen – kommen zu Wort. Sie berichten von Hilfsmaßnahmen für Verfolgte und kleinen Sabotageaktionen. In einem Bericht der Gestapo Wien aus dem Jahr 1943 ist beispielsweise zu lesen, dass in ein HJ-Heim eingebrochen und die „Bilder des Führers und des Reichsleiters Baldur von Schirach zerissen“ (Beyer/Ladurner S. 177) worden seien. Das jugendkulturelle Phänomen der Schlurfs wird in die Geschichte des Nationalsozialismus, des Jugendwiderstandes und der sozial-

geschichtlichen Zusammenhänge eingebunden. Entstanden ist ein sehr gut geschriebenes Buch. In einem Dutzend Kapiteln wird die Geschichte des Swing und der österreichischen Schlurfs (oder Schlurfe) bzw. Schlurfskatzen (die weibliche Version) und der Hitler-Jugend beschrieben. Zur Sprache kommt das Verhältnis der Nazis zum Jazz und Swing – der „Musik der Kannibalen“ (Beyer/Ladurner, S. 46 ff.) – als Feindbild sowie die nationalsozialistische Sicht auf die Jugend und deren Sexualverhalten.

Die Jugendlichen zogen mit einem Koffergrammophon ins Freie und ahmten mehr oder weniger subtil „englisches Verhalten“ nach, gaben sich entsprechende Pseudonyme wie „Fiddlin’ Joe“ oder „Lord Cool“ (Beyer/Ladurner, S. 108) oder benutzten britische und US-amerikanische Fahnen als Tischtücher (Beyer/Ladurner, S. 119).

Mit vielen Beispielen wird auf deutsche Swings, tschechische Potapki und französischen Zazous und deren Eigenheiten eingegangen. Beyer und Ladurner beschreiben, wie Jugendliche mit „List und Witz“ gegen die NS-Macht agierten und wie diese erbarmungslos zurückgeschlug. Es gab heftige Auseinandersetzungen mit dem Streifendienst der Hitler-Jugend, den Swings wurden die Haare geschnitten und viele kamen ins Gefängnis. Schließlich wird – über das eigentliche Thema hinausgehend – auf unterschiedliche Beispiele jugendlichen Widerstandes hingewiesen.

Am Schluss des Buches stehen Fragen nach Kontinuitäten, Konvergenzen und Karrieren. Beispielhaft werden die Lebenswege von „Rebellen“ und ihren Verfolgern beschrieben. Es wird nicht nur auf Entwicklungen in den 1950er Jahren in Deutschland, Österreich oder der Tschechoslowakei, sondern auch auf Ungarn (hier wurde 1949 der Jazz aus dem Rundfunk verbannt) oder die Entwicklungen in Polen, Bulgarien und in der Sowjetunion hingewiesen.

Das Werk von Beyer und Ladurner beleuchtet einen interessanten Aspekt der Geschichte der nationalsozialistischen Herrschaft in Europa: die jugendsubkulturelle Opposition. Verdienstvoll ist insbesondere, auf deren Vielfalt hingewiesen zu haben.

Eine andere Jugendkultur in der Zeit des Nationalsozialismus bildeten die Edelweiß-Piraten. Die Beschreibung von Simone Dittmar ist das „Resultat einer über Jahre hinweg intensiven Beschäftigung mit der Edelweißpiratenbewegung“ (Dittmar, S. 7). Sie nähert sich ihrem auf Köln eingegrenzten Thema biografiegeschichtlich und hat die drei Autobiografien von Jean Jülich („Kohldampf, Knast und Kamelle“, Köln 2004), Gertrud Koch („Edelweiß“, Reinbek 2006) und Fritz Theilen („Edelweißpiraten“, Köln 2003) ausgewertet. Zunächst geht sie auf die Herkunft der Edelweiß-Piraten, Elternhaus und Schlüsselerlebnisse in der Kindheit, oppositionelle Aktivitäten, Verfolgung, Haft und Stigmatisierung ein. Wegen seiner Besonderheit hat sie einen Exkurs über den „Köln-Ehrenfelder-Komplex (1944)“ vorgenommen. Im weiteren Verlauf ihrer Arbeit ergreift Dittmar deutlich Partei für die Positionen von Jülich, Koch und Theilen. Im Anhang enthält das Buch einige Dokumente der Kölner Gestapo und unter anderem den Text von „Das Lied der Edelweißpiraten“ von Rolly Brings.

Simone Dittmars Werk ist ein Beitrag zur Diskussion ohne große Neuigkeiten, der nicht in

Buchbesprechungen

Gänze überzeugt. Jedoch zeigt die Arbeit, dass das Thema noch heute auf Interesse stößt, im universitären Raum (es handelt sich um eine Magisterarbeit an der Universität Frankfurt am Main) behandelt wird und zu einer Publikation führen kann. Es wird wohl nicht die letzte Arbeit zum Thema sein.

Wolfgang Beyer/Monica Ladurner: Im Swing gegen den Gleichschritt. Die Jugend, der Jazz und die Nazis. St. Pölten/Salzburg: Residenz Verlag, 2011.

Simone Dittmar: „Wir wollen frei von Hitler sein“. Jugendwiderstand im Dritten Reich am Beispiel von drei Kölner Edelweißpiraten. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang, 2011.

Kurt Schilde

Vom NS-Widerstand der „kleinen Leute“

Aus dem seit über 20 Jahren bestehenden unabhängigen Verlag „Edition AV“ aus Lich in Hessen sind zwei Publikationen zum NS-Widerstand „kleiner Leute“ vorzustellen: 2011 ist hier Birgit Schmidts Biografie über die Sekretärin und vergessene Sozialistin Ruth Oesterreich (1894–1943), „eine[r] auch damals eher unbekannte[n] Frau“ (Schmidt 2011, S. 11), erschienen. Ein Jahr zuvor veröffentlichte Pierre Dietz die „Briefe aus der Deportation“ seines in der Résistance aktiven französischen Urgroßvaters, des Lederfacharbeiters und Friseurs William Letourneur (1898–1973), „eines einfachen Arbeiter[s], der wegen seiner politischen Einstellung und seiner Aktivitäten im Untergrund in die Mühlen der Nazis geraten war“ (Dietz 2010, S. 14). Durch ihre frühe Politisierung befreiten sich Ruth Oesterreich und William Letourneur aus schwierigen wirtschaftlichen und familiären Verhältnissen. Sie fanden ihre neue und eigentliche Heimat in der Arbeiter/innenbewegung. Beide gehörten der gleichen Generation an: Ruth Oesterreich wurde 1894 als Tochter eines Klempnergehilfen und seiner Frau in Dresden geboren, William Letourneur nur wenige Jahre später – 1898 – im nordfranzösischen Pont Audemer in der Normandie. Er wuchs als Vollwaise bei seinem Stiefvater, Inhaber eines Friseursalons, auf. Bei ihrem Kampf gegen den Nationalsozialismus (und Stalinismus) und für eine sozial gerechte Gesellschaft sind sie einander wohl nie begegnet.

Die gebürtige Dresdnerin Oesterreich schloss sich offenbar schon mit 15 Jahren der Arbeiter/innenjugend und 1912 der SPD an. Von 1916 bis 1918 war sie mit dem sehbehinderten sozialistischen Publizisten Otto Jossen (1883–1963) verheiratet, einem wichtigen Akteur des Blindenverbandes in der DDR. Nach dem Ersten Weltkrieg trat Oesterreich in die KPD ein. Ihr neuer Lebensgefährte, der vielseitig aktive sozialistische Funktionär und hochrangige Komintern-Agent Arnold Rubinstein (1886–1954), ein Vertrauter Lenins und später Trotzki's, wird als Meister der Konspiration geschildert. Als „seine rechte Hand, Sekretärin, Beraterin und sein Sprachrohr in einer Person“ (S. 22) unterstützte ihn Ruth Oesterreich bei der Leitung und Koordination des als Buchladen getarnten Westeuropa-Büros der Komintern in Berlin. 1924 bekam sie ihr einziges Kind, Ruth. Angesichts

des zunehmenden stalinistischen Einflusses entfernten sich Oesterreich und Rubinstein von der KPD, die Ruth Oesterreich 1928 ausschloss, und beteiligten sich an der Kommunistischen Partei Opposition (KPO) sowie später an der „Sozialistischen Arbeiterpartei“ (SAP).

Das von den Nationalsozialisten politisch verfolgte Paar emigrierte 1933 mit seiner neunjährigen Tochter nach Prag. Dort kam es 1935 zur Trennung. Als alleinerziehende Mutter im Exil lebte Ruth Oesterreich am Rande des Existenzminimums. Zudem teilte sie das sozialistische Selbstverständnis jener, „die sowohl den Nationalsozialismus als auch den Stalinismus bekämpften. Sie gehörte somit zum klarsichtigen und demokratischen Teil der deutschen Arbeiterbewegung, dessen Mitglieder zwischen allen Stühlen saßen und auch im Exil nicht mit der Unterstützung des Apparates der KPD rechnen konnten“ (S. 13). Doch knüpfte sie auch in Prag ein soziales Netz und hielt u.a. Kontakt zu Ada Lessing und Kreszentia (Zensl) Mühsam, den Witwen des Publizisten Theodor Lessing und des Dichters Erich Mühsam, die von den Nationalsozialisten brutal ermordet worden waren. Oesterreich war Mitglied des sozialistischen Kreises „Neu Beginnen“ und betätigte sich für die Botschaft der Spanischen Republik in Prag gegen den Sieg des Faschismus in Spanien. Sie engagierte sich für die bedürftigen und häufig traumatisierten Kinder und Jugendlichen in der tschechoslowakischen Emigration und wurde durch die Fürsprache Kurt Grossmanns Leiterin der „Zentralen Hilfsstelle für Flüchtlingskinder“ in Prag.

Vor der nationalsozialistischen Okkupation der CSR mussten Mutter und Tochter Oesterreich erneut flüchten – diesmal über Paris nach Belgien. Seit Dezember 1939 recherchierte sie als Mitglied der Kundschafter/innenorganisation „Marco Polo“ für den europäischen Widerstand logistische Informationen aus Nazideutschland. Nach ihrer Verhaftung am 21. April 1941 und Gestapoanhörungen wurden Oesterreich und ihre Tochter nach Aachen und danach nach Karlsruhe verlegt. Von dort wurde Ruth jun. zur großen Erleichterung ihrer Mutter im Februar 1942 aus der Haft entlassen, blieb aber unter Gestapo-Aufsicht. Oesterreich wurde ein Jahr später nach Berlin transportiert, am 18. Februar 1943 wegen Hochverrats, Feindbegünstigung und Wehrkraftersetzungs vom NS-„Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt und am 25. Juni 1943 in Plötzensee ermordet.

Pierre Dietz hat als Urenkel eines kommunistischen NS-Widerstandskämpfers, politischen KZ-Häftlings und (nichtjüdischen) Auschwitz-Überlebenden einen traumatischen Teil seiner eigenen deutsch-französischen Familiengeschichte aufgearbeitet, indem er den Spuren William Letourneurs, des Großvaters seiner französischen Mutter, folgte. Wie Ruth Oesterreich wurde Letourneur nach vielfältigen Widerstandsaktivitäten (u.a. als Verbindungsmann) denunziert und im März 1943 verhaftet. Seine Leidensstationen: das „Frontstalag 122“ Compiègne, „Royallieu“, das KZ Buchenwald, das Lager Lublin und das Vernichtungslager Auschwitz, wo er am 27. Januar 1945 durch die Rote Armee befreit wurde. Seine Urgroßeltern William Letourneur und Hélène Letourneur, die Empfängerin der „Briefe aus der Deportation“, hat Pierre Dietz noch kennengelernt: „Irgendwann [...] ging mein Uropa mit mir, vor dem Essen, die Hände waschen. Dabei zog er sich die Ärmel hoch und ich sah die Nummer 190530, die man ihm in Auschwitz auf seinem Unterarm tätowiert hatte. Plötzlich hatte ich ganz merkwürdige Bilder im Kopf und fing an zu schreien. Es hat wohl Stunden gedauert, bis man mich wieder beruhigt hatte“ (S. 266). Die Bedeutung von Dokumenten für die jün-

gere Generation erfuhr Pierre Dietz auf einer schulischen Veranstaltung mit Zeitzeugen der Shoah: Als er Briefe seines Urgroßvaters aus der KZ-Haft vorlegte, machte er „die Beobachtung, dass einige Schüler beim Anblick der Dokumente anfangen zu weinen, während sie den Worten noch trockenen Auges gelauscht hatten“ (S. 14).

Trotz stilistischer Schwächen und der Empfehlung eines sorgfältigeren Lektorats sind beide Publikationen, die zwei unbekannte NS-Widerstandsbiografien würdigen und zugleich eindrucksvoll deren Wirkung auf die Nachkommen schildern, empfehlenswert. Birgit Schmidts Ruth Oesterreich-Studie enthält im Anhang seltene Fotodokumente sowie „Biographische Angaben zu im Text vorkommenden Personen“. Pierre Dietz' Erinnerungsbuch über William Letourneur besticht zudem durch Zeitzeugenberichte, zahlreiche Abbildungen und ein originelles Layout.

Birgit Schmidt: Wer war Ruth Oesterreich? Auf den Spuren einer vergessenen Sozialistin. Lich: Edition AV, 2011.

Pierre Dietz: Briefe aus der Deportation. Französischer Widerstand und der Weg nach Auschwitz. Lich: Edition AV, 2010.

Birgit Seemann

Das „Wissen“ der Täter und Opfer

Die Frage nach dem Wissen „der Deutschen“ über den Holocaust war bereits vielfach Forschungsgegenstand historiografischer Darstellungen. Was aber ahnten und wussten die beteiligten Täter und Opfer? In der vorliegenden Studie konfrontiert Ahlrich Meyer die Aussagen der Täter mit jenen der überlebenden jüdischen Opfer, um deren Kenntnisstand über Auschwitz zu beleuchten.

Im ersten Teil seines Buches stellt Meyer die Täterperspektive dar, wobei ihm als Fallbeispiele die besetzten Länder Frankreich, Belgien und die Niederlande dienen. Protokolle ehemaliger Angehöriger der jeweiligen Besatzungsapparate bilden überwiegend die Quellenbasis, anhand derer Meyer das Täterwissen erforscht. Allerdings gehe es ihm nicht um „objektives Wissen“, vielmehr um „den begrenzten Kenntnisstand, den eine gewisse Zahl von Verantwortlichen nachträglich eingeräumt hat“ (S. 11). Gerade auch diese „subjektiven Bekenntnisse“ eröffnen weitere Anhaltspunkte auf die Handlungsoptionen eines größeren Täterkreises, erläutert der Autor. Was das Aussageverhalten der Täter betrifft, so überwogen in der Regel die Bemühungen um Verteidigung und Rechtfertigung. Trotz vieler Gerüchte, Andeutungen und bedrohlichen Nachrichten beschwichtigten sich die Täter in einem „Kreislauf von Täuschung und Selbsttäuschung“ (S. 33). So konnten sie mit Tarnvokabeln wie „Umsiedlung“ oder „Arbeitseinsatz“ nicht nur sich selbst täuschen, sondern auch den Opfern die Transportzwecke verschleiern. Darüber hinaus trug vor allem die „arbeitsteilig-großräumliche Organisationsform“ und die generelle Unvorstellbarkeit des Geschehens dazu bei, dass Täter für sich die „Fiktion des Nichtwissens“ beanspruchen konnten.

Obwohl „die Masse der Täter im Westen auf die ein oder andere Weise informiert war“ (S. 51), konstatiert Meyer – mit Ausnahme von Tätern aus dem Kreis der Sicherheitspolizei und des SD – doch kein „gesichertes Wissen“. So weist er darauf hin, dass in Westeuropa bis Ende des Krieges 1944/45 „weder der tatsächliche Umfang des Massenmordes bekannt“ war und es keine „genaue Kenntnis der Tötungstechniken gab, noch [...] eine zureichende Vorstellung

von den Vernichtungslagern und der Systematik des Tötens – auch nicht bei den beteiligten deutschen Stellen“ (S. 78). Unterschiede im Kenntnisstand waren vor allem „von der Nähe zu den Entscheidungsinstanzen des NS-Regimes [...], mehr aber noch jedoch von individuellen Dispositionen“ (S. 72) abhängig.

In Bezug auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Kenntnisstand über den Massenmord an der jüdischen Bevölkerung einerseits und den Handlungsoptionen andererseits, sieht Meyer keinen Einfluss des „approximativen Wissens“ um den wahren Charakter der „Endlösung“ auf die Durchführung des Vernichtungsprogramms.

Im zweiten Teil der Monografie überdenkt der Autor zunächst den Wert von Zeugenaussagen als historische Quellen. Anschließend wendet sich Meyer konkret den Aussagen der Opfer zu. Als Fallbeispiel werden rund 650 Protokolle von Holocaust-Überlebenden analysiert, die aus dem Durchgangslager Malines (Mechelen) nach Auschwitz deportiert wurden. Auf die Auswertung von Aussagen der aus Frankreich und den Niederlanden deportierten Juden verzichtet der Autor in diesem Teil der Studie. Zunächst geht es Meyer darum, nachzuzeichnen, was den jüdischen Opfern etwa vor oder während der Deportation von den beteiligten Deutschen über den Zweck des Transportes gesagt wurde, um auf diese Weise den Wissensstand der Täter zu beleuchten. In der ersten Zeit der Deportationen aus Malines legten die Täter großen Wert auf die systematische und mannigfaltige Täuschung der Opfer. Dieser Befund modifiziert sich jedoch mit zeitlichen Verlauf. Für 1943/44 erinnerten sich Überlebende häufiger an offene Todesdrohungen und Andeutungen der Lagerangehörigen in Malines und der Transportbewacher über ihr bevorstehendes Los. Im nachfolgenden Unterkapitel steht die Frage nach dem Wissen bzw. Nichtwissen der Opfer im Zentrum der Analyse. Trotz der Gerüchte und Nachrichten über die systematische Ermordung der jüdischen Bevölkerung in den Ostgebieten leugnete die Mehrzahl der Opfer aus Selbstschutz die Realität. In erschütternder Weise wird dies an drei Einzelschicksalen deutlich. Ety Hillesum aus Amsterdam, Moshe Flinker aus Brüssel sowie Hélène Berr aus Paris wussten um ihre Bedrohung, wie ihre Aufzeichnungen belegen. Dennoch zeigt sich ein „Widerspruch zwischen dem Zugang zu Informationen und der Abwehr des ‚Wissens‘“ (S. 158): Obwohl etwa die Tagebucheinträge von Ety Hillesum ein Wissen über die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung erkennen lassen, stellt sie sich eine Zukunft nach Ende des Krieges vor.

Insgesamt gelingt es Ahlrich Meyer, dem Leser methodisch reflektiert ein breites Panorama individueller Bekenntnisse, Wahrnehmungen und Erfahrungen und damit differierende Facetten des „Wissens“ um Auschwitz und den damit verbundenen Handlungsoptionen zu eröffnen. Dazu nutzt er einen umfangreichen, zu Teilen unerschlossenen Quellenkorpus. Alles in allem liefert Meyer eine fundierte, interessante und lesenswerte Arbeit, die weitere Denkanstöße und Anregungen für künftige Studien bietet.

Ahlrich Meyer: Das Wissen um Auschwitz. Täter und Opfer der „Endlösung“ in Westeuropa, Paderborn u.a.: Schöningh 2010.

Melanie Hembera

Schulbrot für die Zwangsarbeiter

In ihrer Erzählung „Pentagramm oder Das Schulbrot, das in den Graben fiel“ verarbeitet Bettina

Glage ein Erlebnis ihrer Kindheit im letzten Kriegsjahr, in dem sie in einem schlesischen Kinderheim evakuiert war. Thema ist die Fähigkeit, Schuld zu erkennen und zu empfinden. Die Autorin beschreibt, wie diese innere Stimme innerhalb des Prozess des Erwachsenwerdens erwacht. Die Geschichte selbst ist schnell erzählt: Mitten im Winter sind Zwangsarbeiter und Sträflinge dazu verurteilt, in einem Dorf – vor den Augen aller Bewohner – einen Graben auszuheben. Eine einzige Frau reagiert und stellt den Gequälten einen Suppentopf hin. Marie, die Protagonisten der Erzählung, lässt heimlich ihr Pausenbrot in den Graben fallen. Die handelnden Personen stellt Glage wie in einem Fünfeck, einem Pentagramm, einander gegenüber: unabhängig voneinander, aber doch in Verbindung miteinander.

Das kleine Bändchen aus dem August Dreesbach Verlag erzählt eine bedeutungsvolle Geschichte und liest sich doch leicht.

Bettina Glage: Pentagramm oder Das Schulbrot, das in den Graben fiel, August Dreesbach Verlag: München, 2008

Rosa Rahner

Heinz Welke: Pfarrer mit Zivilcourage

Der Geburtstag des Frankfurter Pfarrers Heinz Welke jährte sich 2011 zum 100. Mal und war Anlass für eine Ausstellung über sein Leben. Die Soziologin Petra Bonavita, die sich intensiv mit dem Rettungswiderstand in der Rhein-Main-Region befasst, hat dazu einen Katalog zusammengestellt. Er zeichnet das Leben eines Mannes nach, der zu den „stillen Helden“ zählt. Heinz Welke rettete Juden, versorgte sie mit Papieren und bereitete ihre Fluchtwege vor. Zeit seines Lebens – Welke starb 1977 – machte er kein Aufhebens um seine widerständigen Aktionen, Zivilcourage war für ihn eine Selbstverständlichkeit.

Welke entstammte einer westfälischen Arbeiterfamilie. Er wurde gefördert von der Pfarrersfamilie van Randenborgh, durch die er im Verlauf seines Studiums in Münster, Zürich und Bonn auch mit der Bekennenden Kirche bekannt wurde. 1935 verweigerte er den „Führer-Eid“ auf Adolf Hitler, danach stand er unter ständiger Beobachtung der NS-Organen. Erstmals verhaftet wurde er 1939, als er als Vikar in der Frankfurter Gemeinde des Pfarrers Otto Fricke tätig war. Wegen schwerer Krankheit wurde er aus der Haft entlassen und floh in die Schweiz. Von dort aus kehrte er 1940 nach Frankfurt zurück. Erfolgreicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus schien ihm nur aus dem Inneren des Reiches möglich.

Aber die wichtigen Kontakte ins Ausland waren erneuert und weiter vertieft. Welke kannte Menschen, auf die er bauen konnte, wenn es darum ging, Flüchtlingen zu einer Anlaufstelle im Ausland zu verhelfen. In Frankfurt nahm er Verbindung zu dem Arzt Fritz Kahl und dessen Frau Margarete auf. Diese drei konnten einer größeren Anzahl von Jüdinnen und Juden helfen, in letzter Sekunde den Transporten in die Vernichtungslager zu entgehen. Die Verfolgten wurden in Kellern und Gartenhütten versteckt und mit Lebensmitteln und Ausweisen versorgt, bis die Vorbereitungen für die Flucht in die Schweiz, die Niederlande oder Frankreich abgeschlossen waren. An den Rettungsaktionen waren vorwiegend Pfarrer, aber auch andere Personen beteiligt. Wie viele Menschen diesem Einsatz letztlich ihr Leben verdankten, ist schwer zu ermitteln. Bis zum Einrücken der Amerikaner hielten Welke und das Ehepaar Kahl Juden in

Höhlen außerhalb Frankfurts versteckt, wie die Witwe Pfarrer Welkes berichtete.

Von 1945 bis kurz vor seinem Tod war Heinz Welke Pfarrer der Paul-Gerhardt-Gemeinde in Frankfurt-Niederrad. Er war aktiv gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und in der Friedensbewegung. Mit seiner Amtskirche hat er stets gehadert – sie war ihm nicht entschieden genug gegen Unrecht und Ungerechtigkeit.

Mit dem Katalog ist Petra Bonavita das eindrucksvolle Porträt eines Mannes gelungen, dessen mutiger Einsatz in der NS-Zeit nun endlich gewürdigt wird – ein weiteres Puzzelstück aus dem so genannten Rettungswiderstand, dem sie bereits mit „Mit falschem Pass und Zyankali“ ein Denkmal gesetzt hatte. Ob der von ihr benutzte Terminus „Netzwerk“ für die im Geheimen arbeitenden Flüchtlingshelfer den Sachverhalt trifft, mag dahingestellt bleiben. „Netzwerk“ und „netzwerken“ sind sehr moderne Begriffe; so ganz scheinen sie die historischen Vorgänge nicht zu beschreiben. Wichtiger aber sind die endlich erzählten Geschichten der Retter. Arno Lustiger sagt dazu in seinem Buch „Rettungswiderstand“: „... das, was die Judenretter gemacht haben, ist ein kostbarer Schatz des deutschen Volkes, der über lange Jahre hinweg vernachlässigt worden ist.“

Petra Bonavita: Zivilcourage und Widerstand. Ausstellung zum 100. Geburtstag von Pfarrer Heinz Welke. Copyright Petra Bonavita. Zu beziehen über Ev. Paul-Gerhardt-Gemeinde. Kelsterbacher Str. 39, 60528 Frankfurt/Main.

Gabriele Prein

Faschismus im Bayerischen Oberland

Vor einigen Jahren stieß ich eher zufällig auf die Publikation „Denn Du trägst meinen Namen – über das schwere Erbe der prominenten Nazi-Kinder“ von Norbert und Stephan Lebert. Dieses Buch enthält Interviews mit den Kindern von Nazi-Verbrechern, die Norbert Lebert 1960 im Auftrag der Zeitschrift „Weltbild“ durchgeführt hatte. 40 Jahre später setzte sein Sohn Stephan die Arbeit fort. Dort ist zu lesen, dass Hans Frank in der Erinnerung seines Sohnes Norman der Ankunft der Amerikaner im Frühjahr 1945 gelassen und abwartend entgegengeblickt habe: „Ich bin gewiss der einzige Minister“, scherzte Hans Frank, „der seiner Verhaftung so fröhlich entgegenseht.“ „Rechnen Sie überhaupt mit einer Verhaftung, Herr Minister?“, fragte jemand. „Damit ist zu rechnen. Aber ich werde meine Kriegstagebücher übergeben. Da ist jeder Tag festgehalten. Ich bin sehr froh, dass ich diese Aufzeichnungen besitze. Ich habe nichts zu befürchten.“

Diese Ignoranz überraschte mich, immerhin war Hans Frank der Hauptangeklagte Nummer sieben bei den Nürnberger Prozessen und wurde zum Tod mit dem Strang verurteilt.

Die Monate vor seiner Festnahme lebte Frank auf dem Schoberhof, der sich in fußläufiger Nähe zu dem Haus befindet, in dem ich einen Teil meiner Kindheit in den 1960er Jahren verbracht habe. Unzählige Male bin ich seit damals an diesem baufälligen Hof auf dem Weg zum Schliersee entlang spaziert. Irgendwann registrierte ich, dass auf demselben Grundstück unmittelbar an den Schoberhof angrenzend

Buchbesprechungen

ein Neubau errichtet wurde. Nichts wusste ich – und das ist mein zweites Überraschungsmoment – von der unrühmlichen Vorgeschichte dieses Hofes. Nichts erinnert an die Nazi-Vergangenheit, was im Übrigen auch für andere Gebäude und Einrichtungen in dieser Region gilt.

Einige Lücken können jetzt dank der Publikation von Reinhold Friedrich: „Spuren des Nationalsozialismus im bayerischen Oberland – Schliersee und Hausham zwischen 1933 und 1945“ geschlossen werden. Auf 227 Seiten beschreibt Friedrich kenntnisreich, flüssig und verständlich die Verhältnisse unter den Nationalsozialisten im beschaulichen Schliersee und in dem durch die Kohlenförderung lange als „rotes“ Hausham bezeichneten Nachbardorf. Was mich bei der intensiven Lektüre seiner Spurensuche besonders beeindruckte, ist die Fähigkeit des Autors, seine eher von lokalem Interesse getragenen Recherchen in einen größeren Zusammenhang zu stellen, so dass das „Große im Kleinen“ sichtbar wird.

Das Buch teilt sich in zwei Bereiche: Teil I: Einrichtungen und Organisationen, Teil II: Ein Magnet für NS-Größen. Im ersten Teil findet sich z.B. das Kapitel „Denkmal des Freikorps Oberland“ (meine dritte Überraschung). Interessant ist dieses Kapitel durch das Aufzeigen faschistischer Traditionen seit den Anfängen der Weimarer Republik bis in die Gegenwart. Das Freikorps Oberland wurde 1919 gegründet und damals nicht nur bei der Bekämpfung der Münchner Räterepublik eingesetzt, sondern beteiligten sich in besonders brutaler Weise bei der Niederschlagung der Aufstände in Oberschlesien 1921 und der Erstürmung des St. Annabergs in Oberschlesien. Friedrich zeigt auf, wie die „Kameradschaft Oberland“, bis 2005 alljährlich unbehelligt, Gedenkfeiern verbunden mit einem Feldgottesdienst in der Weinberg-Kapelle in Schliersee durchführen konnte. Bis heute wird den damals gefallenen Kämpfern gedacht. Bei Friedrich ist zu lesen, dass sich bei den Feiern regelmäßig die rechte Szene trifft.

Seit 2006 gibt es zu diesen Gedenkfeiern Gegenproteste, wodurch erreicht wurde, dass das Denkmal heute abgetragen ist und die Feiern seit 2007 nur noch eingeschränkt stattfinden.

Friedrichs Publikation enthält zudem Informationen über die SA-Gruppenschule in Schliersee, die Außenkommandos des Konzentrationslagers Dachau in Hausham und der Valepp sowie die Strukturen der NS-Organisationen in den Gemeinden Schliersee und Hausham.

In Teil II, „Ein Magnet für NS-Größen“, befasst sich der Autor mit den Vitae von Heinrich Himmler, Hans Frank und Otto Meißner und deren besonderen Bezug zur Region. Ein paar hundert Höhenmeter oberhalb des Schliersees liegt der Spitzingsee, von dem aus man nach einem etwa eineinhalbstündigen Spaziergang das Forsthaus Valepp erreicht, in dessen unmittelbarer Nähe die Jagdhäuser des Reichsführers-SS Himmler lagen. Keine Gedenktafeln erinnern uns heute daran, obwohl dort Häftlinge aus Dachau für Instandhaltungs- und Renovierungsarbeiten eingesetzt waren, so zum Beispiel der Bibelforscher Josef Krieglmaier.

Nicht nur Heinrich Himmler, auch Hans Frank war ein Nazi der ersten Stunde. Der studierte Jurist Frank war durch seine mit seiner Frau geteilten Verschwendungssucht in ständigen Geldnöten. Mit dem Beginn der NS-Herrschaft verbesserte sich seine finanzielle Situation deut-

lich. Seine politische Macht erlangte durch die Leitung des Generalgouvernements Polen einen (traurigen) Höhepunkt. Himmler gelang es nicht, seinen in Krakau „residierenden“ ewigen Kontrahenten wegen Güstlerwirtschaft zu Fall zu bringen, Frank profitierte davon, dass er verhältnismäßig frei schalten und walten konnte, da er Hitler direkt unterstellt war. Verantwortlich war er für den Tod von Hunderttausenden getöteter Polen und polnischer Juden sowie deren Terrorisierung, wozu auch deren Ausnutzung als Arbeitskräfte und Verschiebung als Zwangsarbeiter nach Deutschland sowie das Einfordern von Zwangsabgaben gehörten, während die polnische Bevölkerung hungerte. Frank dokumentierte dies – direkt oder indirekt – in seinem 11.367 Seiten umfassendem Dienst-Tagebuch, das bei der Beweisaufnahme der Nürnberger Prozesse eine wichtige Rolle spielen sollte.

Den Schoberhof in Fischhausen, heute ein Ortsteil von Schliersee, erwarb er 1936 als Landhaus. Als fester Wohnsitz diente er ihm nur in den wenigen Monaten, nachdem er Polen verlassen musste und mit einigen Wagenladungen voller unrechtmäßig erworbener Kunstgegenstände den Hof erreichte, vom 25. Januar 1945 bis zu seiner Verhaftung am 4. Mai 1945.

Was geschah nach dem Ende der NS-Diktatur mit dem Schoberhof? „Zuerst drangen amerikanische Soldaten in den Schoberhof ein, richteten aber kaum Schaden an. Brigitte Frank setzte sich dabei noch energisch gegen die betrunkenen GIs zur Wehr. Darauf aber erfolgte eine systematische Plünderung durch Displaced Persons, die inzwischen in der nahegelegenen SA-Gruppenschule untergebracht waren. Es handelte sich um ehemalige polnische Fremdarbeiter, die auf die Rückreisemöglichkeit in ihre Heimat warteten. Bestimmt haben dabei einige Gegenstände und Lebensmittel, die Frank vorher aus Polen zum Schoberhof hat bringen lassen, nun den umgekehrten Weg genommen,“ schreibt Reinhold Friedrich. Hier hätte ich mir eine differenzierte Sprachregelung gewünscht, damit nicht der Eindruck von antipolnischen Stereotypen entsteht.

Die dritte „Nazi-Größe“ in der Schlierseer Region war Otto Meißner, mit dem Hans Frank freundschaftlich verbunden war. Den Jahreswechsel 1942/43 feierte man beispielsweise gemeinsam auf dem Schoberhof. Zunächst Chef der Präsidialkanzlei unter den Reichspräsidenten Friedrich Ebert und Paul von Hindenburg, war Meißner seit 1937 Staatsminister im Rang eines Reichsministers. Er besaß ein Sommerhaus im Josefstal, das er nach seiner Freilassung Anfang der 50er-Jahre zurückerwerben konnte.

Was machte die Region Hausham / Schliersee damals so attraktiv? Friedrich stellt, was die günstige Verkehrsanbindung betrifft, Parallelen zu heute her. Man kann sich vorstellen, dass der private Salonwagen Franks mühelos bis Neuhaus an einen Zug angekoppelt werden konnte. Heute werden die Bahnhöfe von Hausham, Schliersee und Neuhaus mit der Bayerischen Oberlandbahn erreicht. München, die „Hauptstadt der Bewegung“ mit dem Sitz der Hauptverwaltung der NSDAP, war in ungefähr einer Stunde erreichbar. Und war es für die Naziprominenz nicht geradezu standesgemäß, einen Landsitz im Voralpenland zu erwerben? Hatten es nicht Hitler und Konsorten auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden vorgemacht? Darüber hinaus weist Friedrich auf die damalige Attraktivität durch die überregional bedeutsamen NS-Aktivitäten, wie die Gruppenschule und den Kult um das Denkmal des Bundes Oberland hin. Neben dem hohen Freizeitwert der Region liegt sie abgelegen und bot – was auf mich makaber wirkt – den Familien in Kriegszeit die Möglichkeit, sich sicher zu fühlen.

Was die Darstellung Friedrichs betrifft, hatte ich mir noch mehr regionalgeschichtliche Funde und Abbildungen erhofft. Anscheinend gibt die Quellenlage jedoch nicht mehr her, zumal in den entsprechenden Gemeinden, wie auch andersorts, Akten systematisch vernichtet wurden. Durch die Durchforstung von Spruchkammerakten im Staatsarchiv München und die Sammlung der Heimatzeitungen im Stadtarchiv Miesbach konnten gerade für den ersten Teil neue Erkenntnisse gewonnen werden, während im zweiten Teil der Rückgriff auf Sekundärquellen eher bereits Bekanntes, wenn auch mit einem gewissen Fokus auf die Lokalgeschichte, bietet. Der lokalgeschichtliche Bezug drängt sich allerdings bei Heinrich Himmler, der sich vermutlich so gut wie gar nicht in seinen Jagdhäusern in der Valepp blicken ließ, nicht zwingend auf. Mehr Informationen erhoffte ich mir dagegen zum Café Bergfrieden, in Neuhaus auf halbem Weg zum Josefstal gelegen, das „die Münchner Gauleitung der NSDAP Hans Frank als Sitz für eine Ausweichstelle seiner aus Krakau geflohenen Regierung zur Verfügung“ stellte. Da Frank sein Diensttagebuch hier, wenn auch mit geringerem Zeit- und Seitenaufwand weiterführte, hätte es sich als Primärquelle möglicherweise angeboten.

Erwähnen möchte ich abschließend die Exkurse des Autors zu übergeordneten Themen, wie etwa das Verhältnis von „Schliersee und München“ oder die „Entnazifizierung“. Der Leser findet außerdem einige Abbildungen der behandelten Bauten – den Schoberhof beispielsweise im damaligen und heutigen Zustand. Der Übersichtsplan der Region im Anhang erschließt sich etwas mühsam. Dafür ist die Übersicht der behandelten Bauten dadurch, dass man sich schnell einen Überblick über die Nutzung zur NS-Zeit im Vergleich zur heutigen Nutzung verschaffen kann, aufschlussreich.

Reinhold Friedrich: Spuren des Nationalsozialismus im bayerischen Oberland. Schliersee und Hausham zwischen 1933 und 1945. München: Books on Demand, 2011.

Cornelia Pieroth

Europäischer Widerstand

Namen wie Hans und Sophie Scholl oder Claus Schenk Graf von Stauffenberg können wohl von den meisten hierzulande dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus zugeordnet werden. Anders sieht es da schon mit Personen wie z.B. Václav Morávek oder Abaz Kupa aus. Denn der Widerstand außerhalb von Deutschland wird nicht nur an den Schulen oft vernachlässigt. Der Behebung dieses Missstandes hat sich der Historiker Gerd R. Ueberschär in seinem „Handbuch zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus und Faschismus in Europa 1933/39 bis 1945“ verschrieben. Auf 225 Seiten stellen sich Experten und Expertinnen aus unterschiedlichen europäischen Ländern dem Anspruch, „das Selbstverständnis europäischer Gesellschaften, die sich auf die Geschichte in der NS-Epoche beziehen, präziser zu erfassen“ (vii).

Ueberschär setzt sein Handbuch breit gefächert an: Er behandelt sowohl den Widerstand in den Gebieten der „Achsenmächte“ und im besetzten Nord- und Westeuropa – von Rumänien bis in die Niederlande und zu den Britischen Kanalinseln – als auch den Widerstand in Osteuropa und dem Balkan – von Polen über Litauen bis hin zu Albanien und Griechenland –, um sich schließlich mit dem Widerstand aus dem Exil zu beschäftigen. Um dabei nicht den Überblick zu verlieren, sind im Einband zwei Europa-Karten vom Dezember 1941 und vom April 1944 abgedruckt.

Zudem bieten die insgesamt 31 Unterkapitel jeweils einen ereignisgeschichtlichen Überblick, um anschließend die Rezeption des Widerstandes nach 1945 zu bewerten. Gerade hier wird deutlich, welche großen Forschungslücken es in vielen europäischen Gebieten zu diesem Thema noch gibt. So bezeichnet Hans-Christian Maner seinen Artikel über Rumänien lieber gleich als „Forschungsskizze“, da die spätere Haltung Rumäniens bis zum politischen Umbruch in den 1990er Jahren „von den Vorgaben der herrschenden kommunistischen Partei geprägt“ (S. 48) gewesen sei.

Schade ist jedoch, dass das Handbuch teilweise uneinheitlich gestaltet ist. So finden sich für manche Gebiete Unterteilungen des Widerstandes, wie etwa in Ungarn, wo innerer Widerstand von jüdischem oder von außen motiviertem Widerstand getrennt wird. Sicherlich hat Ueberschär recht, wenn er davon ausgeht, dass es nicht möglich ist, „eine feste Definition von Widerstand [...] vorzugeben, an dessen Inhalt dann das oppositionelle Verhalten einer Bevölkerung als konkrete Widerstandsform auf einer Skala eingeteilt und bewertet werden kann“ (vii). Doch gerade bei bereits besser untersuchten Regionen wie den Niederlanden oder Italien wäre eine spezifischere Untergliederung wünschenswert gewesen.

Für den deutschen Widerstand bringt das Handbuch sicherlich keine neuen Erkenntnisse. Die Literaturhinweise, die Ueberschär anbietet, können auch seiner Meinung nach nur einen kleinen Überblick über die „in großer Zahl erschienenen Studien über den deutschen Widerstand“ (S. 17) bieten. Für das restliche Europa erfüllt das Werk jedoch die Aufgabe eines Nachschlagewerkes auf exzellente Art und Weise. Denn neben den knappen Überblicken über die einzelnen Gebiete liegt der Reiz besonders in den zahlreichen Literaturhinweisen am Ende jedes Kapitels. Jedoch wäre gerade für unbekanntere Gebiete wie Transnistrien oder auch die Britischen Kanalinseln eine tiefer gehende historische Einbettung von Vorteil.

Dennoch ist das Handbuch zum Widerstand leicht zu lesen und verständlich geschrieben. Es macht gerade durch die zahlreichen Hinweise auf historisch wenig untersuchte Gebiete Lust auf mehr. Aufgrund der voneinander getrennten Sach- und Personenregister kann es als Handbuch betrachtet werden, das sowohl zum Nachschlagen als auch zum schmökern geeignet ist.

Gerd R. Ueberschär (Hg.): Handbuch zum Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus in Europa 1933/39 bis 1945. Berlin: Walter de Gruyter, 2011.

Katrin Draskovits

„Vergangenwart“

In ihrer 2009 an der Humboldt-Universität zu Berlin eingereichten Dissertation untersucht die Literaturwissenschaftlerin Meike Herrmann Erzählstrategien in Romanen über die Zeit des Nationalsozialismus, die nach der Zäsur 1989/90 entstanden sind, und stellt diese in den Kontext vergangenheitspolitischer und erinnerungskultureller Diskurse.

Der Korpus der Untersuchung, die unter dem Namen „Vergangenwart“ erschienen ist, umfasst 16 Romane „nichtjüdischer deutscher und vorrangig nachgeborener Autorinnen und Autoren“ (S. 101).

Sie analysiert zunächst ausführlich Bernhard Schlinks „Der Vorleser“ und Marcel Beyers „Flughunde“. Im Anschluss daran untersucht und

vergleicht sie die restlichen Romane in Kurzanalysen auf ihre narrativen Erinnerungsstrategien hin. Die begutachteten Werke reichen von Martin Walsers „Ein springender Brunnen“, über Uwe Timms „Die Entdeckung der Currywurst“ bis hin zu Tanja Dückers „Himmelskörper“.

Dabei identifiziert Herrmann unterschiedliche Strategien des Erzählens über eine Vergangenheit, zu der die Autoren und Autorinnen nur über die Vermittlung persönlicher Erinnerungen, wie die der Eltern und Verwandten, durch den erinnerungspolitischen Diskurs und die historische Geschichtsschreibung Zugang haben. Die Methoden reichen dabei von der autobiographischen Spurensuche – die zum Beispiel die Erforschung der Vergangenheit von Familienmitgliedern über das Gespräch, Briefe oder ähnliche Dokumente aufbaut – bis zu historischen Fiktionen, in denen explizit eine Fiktion in der Vergangenheit angesiedelt wird, die oft keine Gegenwartsebene vorweist. Auch die Rekonstruktion historischer Ereignisse, in denen die Spurensuche vollständig in der Gegenwart angesiedelt ist, von wo aus also Vergangenes imaginiert wird, zählt zu den Erzählstrategien.

Von den untersuchten Romanen kommen nur Martin Walsers „Ein springender Brunnen“ und Dieter Fortes „Tag und Nachtgleiche“ ganz ohne einen Gegenwartsbezug aus. In allen anderen Werken spielt die Gegenwart als Rahmenhandlung, Haupthandlung oder zumindest als bei den Lesern und Leserinnen vorausgesetzter Wissenshorizont und Referenzrahmen eine große Rolle.

Während in „Flughunde“ die trügerischen Erinnerungen eines Täters von einem Gegenwartsstandpunkt aus rekonstruiert werden, wird in Schlinks „Der Vorleser“ durch den Erzähler Michael Berg der Erinnerungsdiskurs der 1950er und 60er Jahre thematisiert. So ist in vielen Werken aber die Suche der Nachgeborenen, die sich mit dem Wissen, das sie über die Schule, Geschichtsschreibung, Medien und Familienerinnerungen über den Nationalsozialismus haben, Bestandteil und sogar Hauptfokus der erzählten Handlung. Diese Suche wird unterstützt von Briefen, Archivmaterialien, historischem Wissen und Erzählungen von Zeitzeugen. Hierbei wird die Unsicherheit im Zugang zur Vergangenheit und die Unzuverlässigkeit von Einzelgedächtnissen in ihrer Verschränkung mit dem bekannten Geschichtsdiskurs thematisiert.

In den Romanen wird häufig mehr über den Erinnerungsdiskurs und die daraus resultierende Sicht auf die Vergangenheit verhandelt als über die Zeit des Nationalsozialismus selbst. Die Perspektive, aus der die Nachgeborenen schreiben, wird expliziert und als Erzählstrategie zum Teil der Romane.

Dieser „Abschied von der Zeitgenossenschaft“ könnte laut Herrmann einen Ausblick auf zukünftige Erinnerungsdiskurse geben.

Trotz der schlüssigen und gut zu lesenden Analysen bleiben leider ein kritischer vergangenheitspolitischer Blick auf die untersuchten Romane und die Frage, wie diese selbst wieder Teil des Erinnerungsdiskurses werden, auf der Strecke. Die in den Romanen verhandelten Ereignisse sind vielfältig und reichen von Auschwitz über „Wilhelm Gustloff“ bis hin zum Mord an den Göring-Kindern im Führerbunker. Herrmann zufolge nehmen die untersuchten Texte selbst kaum eine vergangenheitspolitische Position ein, vielmehr erwüchse die politische Dimension aus den Diskursen um die Texte. Dennoch zeigen sich in der Thementauswahl der Romane Tendenzen, die auch im außerliterarischen Geschichtsdiskurs wieder zu finden sind: zum einen eine stärkere Fokussierung auf die Täter, zum anderen die Thematisierung von Kriegserfahrungen der deutschen Zivilbevölkerung. Eine inhaltliche

Auseinandersetzung mit den Implikationen, die diese Themenwahl im Zusammenspiel mit der in der Untersuchung beschriebenen Perspektive auf Erinnerung und Vergangenheit hat, wäre wünschenswert gewesen.

Meike Herrmann: Vergangenwart. Erzählen vom Nationalsozialismus in der deutschen Literatur seit den neunziger Jahren. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2010.

Julia Mayer

Inszenierung des Fremden – fotografische Darstellung von Sinti und Roma

„Ganz entscheidend“, so Silvio Peritore und Frank Reuter, trage das Medium Fotografie, „zum Fortbestehen von verzerrten oder zumindest eindimensionalen Wahrnehmungsmustern über die Minderheit der Sinti und Roma bei“. Dies war für die beiden Vertreter des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma Anlass, eine Tagung durchzuführen, die sich mit der „fotografischen Darstellung der Sinti und Roma in Geschichte und Gegenwart“ auseinandersetzte. Resultat ist der Sammelband „Inszenierung des Fremden. Fotografische Darstellung von Sinti und Roma im Kontext der historischen Bildforschung“.

Die Herausgeber legen mit der Publikation erstmals eine Sammlung von Aufsätzen vor, die sich dem Einfluss der Fotografie auf die Entwicklung des gesellschaftlich nach wie vor allgegenwärtigen „Zigeuner“-Stereotyps und der fotografischen Darstellung von Sinti und Roma widmet. Die Beiträge ordnen die Thematik dabei in einen breiten Kontext ein. So führt Hans-Jürgen Pandel zunächst in die Grundlagen der Bildinterpretation ein. Zwei weitere Aufsätze von Eckart Dietzfelbinger und Ulrich Baumann beleuchten den Umgang mit Fotografien aus der NS-Zeit. Konkret werden der Einsatz derartiger Fotos in der Ausstellung „BilderLast“ und Aufnahmen aus dem besetzten Polen thematisiert. Zunächst verwundert der bis dato – nach fast 100 Seiten – noch fehlende Bezug zu Sinti und Roma. Die Ambition der Herausgeber, „die spezifischen Fragestellungen zum ‚Zigeuner-Bild‘ oder zum Antiziganismus in den allgemeineren Kontext der historischen Bildforschung zu rücken“, zeigt jedoch auf, welchen Zweck dieses Vorgehen verfolgt.

Ein gemeinsamer Beitrag der Herausgeber nimmt unmittelbar Bezug auf die fotografische Darstellung von Sinti und Roma. Er beleuchtet die bekanntesten Fotos, die im Zusammenhang mit dem Völkermord an der Minderheit im Nationalsozialismus stehen. An dieser Stelle wird vor allem ein kompakter Überblick über den entsprechenden Bestand vermittelt. Sinnvoll ist das gerade deshalb, weil in den folgenden Beiträgen mehrfach Bezug auf einige der Fotos genommen wird. Peritore und Reuter thematisieren auch die Problematik von Täterfotos. Im zusätzlichen Heranziehen von Privatfotos sehen sie eine Perspektive für die Erinnerungskultur der Sinti und Roma. Ihnen zufolge machen diese deutlich, „in welcher vielfältiger Weise Sinti und Roma vor ihrer systematischen Ausgrenzung durch die Nationalsozialisten in das gesellschaftliche Leben [...] integriert waren“ (S. 123).

Buchbesprechungen

Drei Beiträge setzen sich schließlich mit dem Zusammenhang zwischen der Fotografie und dem „Zigeuner“-Stereotyp auseinander. Gerhard Baumgartner widmet sich „Zigeuner“-Fotos im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dabei legt er einen regionalen Schwerpunkt auf die Länder der Habsburgermonarchie. Für ihn sind die ersten Fotos von „Zigeunern“ vor allem „das Produkt eines konditionierten, herrschenden und kategorisierenden Blicks auf diese Bevölkerungsgruppe“.

In einem Beitrag, der allein aufgrund seiner Länge eine zentrale Position im Sammelband einnimmt, thematisiert Frank Reuter die Rolle der Fotografie bei der Entwicklung des „Zigeuner“-Konstruktes. In ihr sieht er vor allem den „Anschein von Objektivität und Authentizität“, der „erhebliche Bedeutung für die Ausbreitung antiziganistischer Denk- und Vorstellungsmuster“ gehabt habe. Reuter beklagt im Bezug auf die fotografische Darstellung von Sinti und Roma einen „eklatanten Mangel an alternativen Bilderwelten, die ein Gegengewicht zur Übermacht der tradierten Klischees bilden könnten“. Er spricht damit das Grundproblem bei der Dekonstruktion antiziganistischer Stereotype an: Das „Zigeuner“-Konstrukt und die sich daraus ergebende bildliche Vorstellung von Sinti und Roma sind in den Köpfen der Mehrheitsgesellschaft so fest verankert, dass

es eine Mammutaufgabe darstellt, sie zu überwinden.

Ines Busch beschäftigt sich in einem weiteren Beitrag mit der fotografischen Darstellung von Sinti und Roma in einer Reportage des „National Geographic Magazin“. Diese macht sie im Wesentlichen als stereotypisierend aus. Durch die Abbildung von Roma mit Pferden oder Wohnwagen werde beim Betrachter das bestehende vermeintliche Wissen vom „Zigeuner“ geweckt. Die ständige Darstellung der Minderheit im Freien erweckt Busch zufolge den Eindruck, „als würden Roma eigentlich alles im Freien verrichten“. Kritik übt sie auch am Umgang des „National Geographic Magazin“ mit historischem Bildmaterial. Die Zeitschrift hatte ein Karteikarte aus dem Bestand der „Rassenhygienischen Forschungsstelle“ abgedruckt, auf der ein fünfjähriges als „Zigeunerin“ registriertes Mädchen zu sehen ist. In der Bildunterschrift fehlt jedoch jeder Hinweis auf den Zweck und die Folgen der Datenerfassung. Busch konkretisiert an dieser Stelle exemplarisch die von Peritore und Reuter zuvor aufgeführte Problematik von Täterfotografien, mit denen hier unreflektiert umgegangen wird.

Im letzten Teil des Sammelbandes stellen Mitarbeiter des Dokumentationszentrums ihre pädagogischen Konzepte zur Vermittlung historischer Inhalte vor. Anita Awosusi und Andreas Pflock gehen vor allem auf die Bedeutung und den Umgang mit Fotos in der ständigen Ausstellung zum Völkermord an den Sinti und

Roma ein. Ein abschließender Beitrag von Claudia Bock und Andreas Pflock vertieft das neue pädagogische Programm „Hingschaut und nachgehakt“, das durch die der Publikation vorausgegangene Tagung angeregt wurde.

Die Herausgeber fügen ein umfassendes Literaturverzeichnis bei. Darin findet sich nicht nur die in den Beiträgen herangezogene Literatur, sondern auch eine Auswahl an vertiefenden Publikationen aus den Themenfeldern Bildforschung und Antiziganismus. Möglicherweise wäre es jedoch übersichtlicher gewesen, die Werke auch explizit nach diesen Kategorien sowie den einzelnen Beiträgen zu ordnen. Dennoch finden sich an dieser Stelle zahlreiche Anregungen zum Weiterlesen.

Antiziganistische Ressentiments sind gesellschaftlich tief verwurzelt. Um das verbreitete „Zigeuner“-Stereotyp in Frage zu stellen, ist es notwendig, sich mit dessen einzelnen Facetten auseinanderzusetzen. Dazu gehört zweifellos die Rolle der fotografischen Darstellung von Sinti und Roma. Der Publikation „Inszenierung des Fremden“ gelingt es erstmals, die in diesem Zusammenhang erzielten Erkenntnisse zusammenzufassen.

Silvio Peritore, Frank Reuter (Hg.): Inszenierung des Fremden. Fotografische Darstellung von Sinti und Roma im Kontext der historischen Bildforschung. Heidelberg: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, 2011.

Christian Hoge



75 x „informationen“

Die erste Ausgabe erschien 1976; heute, 36 Jahre, später liegt die Nummer 75 der **informationen** vor uns.

Die Zeitschrift hat sich hier und da verändert, in manchen Punkten verbessert und ihr Gesicht gewandelt. So zeigt sie auch die Entwicklung des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933-1945 auf. Ihrer ursprünglichen Aufgabe sind die **informationen** immer treu geblieben: alle Aspekte des

Widerstands gegen den Nationalsozialismus zu erforschen und dabei besonders die in der Öffentlichkeit wenig beachteten Gruppen zu berücksichtigen.

Um „Widerstandsforschung vor Ort“ ging es bereits in der Nr. 3, die aktuelle Ausgabe bearbeitet neue Aspekte des gleichen Themas. Kontinuität zeigt sich auch auf anderen Gebieten. Der europäische Widerstand wird immer wieder beleuchtet, die

Rolle der Täter, der Umgang mit der Vergangenheit.

Auf der neu gestalteten Homepage des Studienkreises sind die Themen aller Hefte und eine Reihe von Artikeln abrufbar. (Fast) alle Ausgaben sind auch noch lieferbar, die aus den frühen Jahren allerdings nur als Kopie. Beim Nachblättern und -lesen wird deutlich, wie aktuell die Themen der **informationen** sind – heute wie vor 36 Jahren.

